



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

1. Teil der neuen Vampir-Trilogie

Vampire in Petrila

Frankreich F 5,50 / Italien L. 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Vampire in Petrila

John Sinclair Nr. 342

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 22.01.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Vampire in Petrila

Der Mann mit dem grauen Haar stand auf dem nebelverhangenen Friedhof und hielt einen angespitzten Eichenpflock in der rechten Hand. Die kalten Augen starrten auf ein Grab, in dessen kühler Erde ein schreckliches Leben sein Ende gefunden hatte.

»Du darfst nicht zurückkehren, Lady X«, flüsterte der Mann. Es klang wie ein Schwur. »Nie wieder sollst du Furcht und Schrecken verbreiten, das schwöre ich.«

Dann ging er.

Das Grauen in der Erde schwieg. Doch es wartete auf seine Stunde…

Ich ahnte nur die Gefahr, sah sie leider nicht, denn sie ballte sich hinter mir zusammen. Als ich das sausende Geräusch hörte, zog ich instinktiv den Kopf ein und katapultierte mich nach vorn, wobei ich auf dem feuchten Untergrund mit dem rechten Fuß ausrutschte und deshalb schlechter wegkam.

Der Hieb traf mich dennoch.

Etwas explodierte in meinem Nacken und auch an der Schulter.

Es mußte ein langer Gegenstand gewesen sein, der mich getroffen hatte. Der Schmerz wühlte sich weiter, ich wurde nach vorn geworfen und konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten.

Bewußtlos wurde ich nicht, aber ich fiel auf den glatten Boden und schlidderte in die Tiefe.

Daß sich am Ende des Hangs ein Bach befand, das hatte ich gewußt, ihn aber nicht gesehen, jetzt bekam ich ihn zu spüren, denn mit Kopf und Oberkörper zuerst rutschte ich durch den Schlamm am Ufer und dann in das flache Wasser.

Ich spürte den Dreck auf den Lippen und die Feuchtigkeit auf der Zunge. Die Arme hatte ich ausgestreckt, die Hände wühlten auf dem Grund den Schmier oder Schlamm auf.

Ich hatte das Gefühl, mich nur mehr wie in Zeitlupe zu bewegen.

Vom Nacken über die Schultern hinweg bis fast zur Taille spürte ich den bösen Schmerz des Treffers. Aber ich wußte auch, daß ein Gegner, der so reagierte, nicht so leicht aufgeben würde, besonders dann nicht, wenn er einen angeschlagenen Feind vor sich sah, wie ich es war.

Noch hatte ich es nicht geschafft, auf die Beine zu kommen, und mir bereitete es auch Mühe, mich auf die Seite zu wälzen, um mich hochdrücken zu können.

Das kalte Wasser schwappte mir ins Gesicht. Ich bekam den Kopf wieder über die Wasserfläche und vernahm das Keuchen.

Von mir stammte es nicht.

Dieser Gedanke kam mir noch, bevor sich ein Schatten über mich warf.

Ich war natürlich nicht mehr dazu gekommen, meine Waffe zu ziehen, aber ich schaffte es, durch mein hochgerissenes Knie, dem wuchtigen Angriff ein wenig die Kraft zu nehmen.

Daß ich getroffen hatte, war mir auch klar, denn ich hörte das Stöhnen der mir unbekannten Person.

Der andere hatte es zwar nicht geschafft, mich wieder in den Bach zu stoßen, dennoch gelang es mir nicht, das Gleichgewicht zu behalten, so daß ich zurückkippte.

Den linken Arm brachte ich noch nach hinten. So konnte ich mich wenigstens abstützen.

Für einen Moment sah ich ihn.

Er trug dunkle Kleidung, so daß er in der Nacht schwer zu erkennen war. Sein Gesicht schimmerte heller, und noch etwas leuchtete beinahe: Es war ein Messer, das er mit einer raschen Bewegung zog und die Klinge durch huschende Armbewegungen vor meinen Augen hin- und hertanzen ließ.

Ich drückte mich zurück, wollte an meine Beretta und mußte sie abermals steckenlassen, denn mein Gegner stürzte sich auf mich.

Der Arm mit dem Messer kam von oben nach unten. Gefährlich sah die Waffe aus, die sich mir entgegensenkte.

Ich trat mit dem rechten Fuß zu, traf etwas Weiches, hörte das wütende Geräusch aus dem Mund und brachte die Gestalt ins Wanken.

Für einen Moment hatte ich Luft, auch eine Chance, aber der andere besaß die gleiche.

Und er verschwand.

Wie ein Wiesel kroch er den Bachhang hinauf, bewegte sich dabei flach über den Boden, so daß mir der Vergleich mit einer menschlichen Schlange nicht schwerfiel.

Er war schneller verschwunden, als ich denken konnte. Nur mehr seine dumpfen Schritte hörte ich.

Dann verstummten auch sie.

Ich aber hockte im Bachbett, hörte das leise Plätschern des Wassers und hielt meinen Nacken, der einiges abbekommen hatte und dementsprechend schmerzte.

Nicht nur der Nacken war in Mitleidenschaft gezogen worden, auch ein Teil des Rückens, doch darüber würde ich hinwegkommen.

Für mich war wichtiger, wer mich da angegriffen hatte. In der Dunkelheit war nichts zu erkennen gewesen.

Ich atmete einige Male tief durch und stemmte mich wieder in die Höhe. Ich stand zwar noch ziemlich wackelig auf den Beinen, aber es ließ sich ertragen. Lieber so, als mit einem Messer zwischen den Rippen zu verbluten.

Stöhnend und auch wütend über mich selbst kroch ich auf allen vieren den Hang hoch, erreichte den schmalen Parallelweg, kam wieder auf die Beine und bog meinen Rücken durch.

Die Hände preßte ich gegen den Nacken. Mehr tat ich nicht, konnte ich nicht tun, ich hoffte nur, daß der andere nicht irgendwo lauerte und eine Schußwaffe bei sich trug. Dann hätte er mich leicht abknallen können.

Das trat zum Glück nicht ein.

Ich sah aus, als hätte ich ein Schlammbad genommen. Mit unsicheren Schritten bewegte ich mich am Bach entlang.

Ich wußte, daß nicht weit entfernt der Campingplatz lag, und er war mein Ziel.

Das Laufen tat mir gut. Zwischendurch machte ich ein paar

Gymnastikübungen und stellte fest, daß sich der Nacken und der Rücken allmählich entspannten.
Ja, so lief es besser.
Der Angriff hatte mir jedenfalls bewiesen, daß unser Verdacht nicht unbegründet gewesen war, und ich war gespannt, wie es jetzt weitergehen würde.
Einen Weg gab es nicht. Ich lief auf der Wiese entlang, schaute auf meine Uhr und stellte lest, daß Mitternacht eigentlich schon überschritten war. Genau eine Minute nach.
Vampirzeit…
Zwischen Mitternacht und ein Uhr kamen sie ja, wenn man den alten Überlieferungen glauben sollte.
Und um Vampire ging es mir.
Nur wunderte ich mich, daß Vampire mit einem Messer angriffen.
Vorausgesetzt, daß er überhaupt einer gewesen war.
Unwillkürlich schaute ich hoch in den düsteren Himmel. Manchmal verwandelten sich die Blutsauger auch in Fledermäuse. Wenn sie flogen, zeichneten sich ihre Schwingen auch bei Dunkelheit sehr deutlich ab. Möglich, daß sie unterwegs waren.
Ich sah noch nichts, hörte auch keine schrillen Schreie, die Ruhe war völlig normal. In dieser Septembernacht stimmte einfach alles, fehlte nur der Nebel, aber der würde sicherlich auch noch kommen.
Ich legte unbeirrbar den Weg zurück und erreichte die ersten Bäume. Kein Wald in dem Sinne, sondern locker verteilt stehende Gewächse, in deren Nähe sich auch der Campingplatz befand, auf den es mir ankam. Auf der anderen Seite der Baumgruppe standen die Zelte und Wagen. Noch konnte ich sie nicht sehen, aber ich war froh, wenn ich den Wohnwagen erreichte nach diesem unfreiwilligen Schlammbad. Allmählich begann ich zu frieren und mit den Zähnen zu klappern. Eine Lungenentzündung war das letzte, was ich mir holen wollte.
Die Natur schlief. Bis auf ein paar Nachtvögel, das war alles. Ich hörte meine eigenen Schritte und auch das Quatschen des Wassers in meinen Schuhen. Das Außenleder schliff durch das Gras, und das Zischen stammte nicht von mir.
Sofort blieb ich stehen.
Entweder war es ein Signal oder eine Warnung. Vermutlich beides. Diesmal zog ich die Beretta vorher und drehte die Waffenmündung nach rechts, wo sie in die Finsternis »glotzte«.
»Nicht so eilig, John.«
Ich ließ die Waffe sinken, denn das genau war die Stimme, auf die ich gewartet hatte.
Unter den noch grünen Zweigen der Bäume löste sich eine Gestalt. Ein ebenfalls dunkel gekleideter Mann, der ein Englisch sprach, das einen starken Balkanakzent aufwies.

Und vom Balkan stammte der Mann.

Ich kannte ihn, denn wir hatten gemeinsam ein hartes Abenteuer erlebt. Es lag schon etwas zurück, war mir aber stark in der Erinnerung geblieben, da es zu meinen außergewöhnlichsten zählte.

Mit dem Vampir-Expreß waren er und ich von Wien nach Rumänien gefahren, um während der Reise eine Vampir-Sippe zu zerschlagen. Daß wir nicht alle hätten erledigen können, war uns klar gewesen, denn das Oberhaupt war entwischt und hatte unserem gemeinsamen Freund Marek schaurige Rache geschworen.[1]

Stammleser wissen, wen ich meine.

Dragan Domescu erwartete mich. Ein junger Rumäne und Neffe des von Vampiren umgebrachten Bürgermeisters Mirca, der über Petrila regierte. Dragan hatte erlebt, was es hieß, sich mit Vampiren anzulegen, und er hatte die große Enttäuschung seines Lebens hinter sich, als er feststellen mußte, daß genau das Mädchen, in das er sich verliebt hatte, zu einer Blutsaugerin gemacht worden war.

Auch sie gehörte zur Sippe der Bogdanowichs, dessen Anführer Boris wir suchten. Vera, das junge Mädchen, war von seiner Tante Ada zu einer Blutsaugerin gemacht worden.

Dragan kam näher. Allerdings mußte er schon sehr nahe an mich herankommen, um zu sehen, was mir geschehen war.

Erstaunt öffnete er seine Augen so weit, daß ich das Weiße darin schimmern sah.

»Was ist denn mit dir passiert?«

»Ich habe ein Bad genommen.«

»Freiwillig?«

»Wohl kaum. Außerdem pflege ich normalerweise nicht in irgendwelchen Bächen zu baden.«

»Was war los?«

Ich berichtete es ihm. Sehr gespannt hörte der junge Dragan zu.

Selbst in der Dunkelheit konnte ich erkennen, daß seine Gesichtszüge einen harten Ausdruck angenommen hatten.

Dann hob er die Schultern. »Damit hatte ich eigentlich nicht gerechnet. Ich dachte mehr an einen Angriff der Blutsauger…«

»Ich auch.«

»Hast du den Kerl denn erkannt?«

»Nein«, gab ich zu. »Sein Gesicht war wie ein Fleck, der sich während des Kampfes hektisch bewegte. Keine Chance, außerdem war mir der Kerl unbekannt.«

»Auf dem Campingplatz hast du ihn noch nicht entdeckt?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Dann lauern sie außerhalb und nicht allein auf dem Platz.«

»Wer sagt uns denn, daß sie dort überhaupt sind?«

Dragan lachte leise. »Ja, Freund John, wer sagt uns das…?«

Der gesamte Fall war ein wenig verzwickt. Ich befand mich nicht in England, sondern in Rumänien, denn mich hatte eine dringende Nachricht des jungen Dragan erreicht.

Seit dem Tod seiner geliebten Vera, die ich hatte erschießen müssen, um Dragan das Leben zu retten, sah er sein Leben mit anderen Augen an. Er wußte, daß es Vampire gab und hatte sich, ebenso wie Frantisek Marek, der Pfähler, entschlossen, die Blutsauger zu jagen. Mit jedem Vampir, den er vernichtete, wollte er auch Vera Bogdanowich rächen. Er wußte, daß die Sippe der Bogdanowichs noch längst nicht ausgestorben war, daß sie sich über Rumänien verteilten, vielleicht sogar über Europa, und daß sie auch ein gemeinsames Ziel hatten.

Die Leiche der Lady X!

Sie war einmal eine mächtige Vampirin gewesen. Marek hatte sie in einem gewaltigen Kampf ausschalten können. Ihre Leiche war in einem tiefen Grab versenkt worden und mit einem Kreuz gesichert, daß man so ohne weiteres nicht heran konnte.[2]

Die Sippe hatte es beim ersten Versuch nicht geschafft und eine große Niederlage erlitten. Der Anführer jedoch versprach Marek, sich zu rächen, und das nahmen wir ihm ab.

Auch Dragan wußte Bescheid. Zudem stand er mit Marek in Verbindung. Die beiden suchten und forschten. Dragan besaß zahlreiche Bekannte, die er ebenfalls einspannte und sie bat, die Augen offenzuhalten. Einer dieser Bekannten hatte tatsächlich eine Spur gefunden, die zu einem Campingplatz führte, der sehr idyllisch am Rande der Karpaten lag. Dragan war hingefahren und hatte mir Be scheid gegeben, da sich auf dem Platz auch Engländer befanden und er in einem zufälligen Gespräch den Namen John Sinclair erfahren hatte.

Wie alles zusammenhing, wußte keiner von uns. Jedenfalls hatte mich die Nachricht alarmiert.

Suko wäre gern mitgefahren, mußte aber wegen Shao in London bleiben. Er wollte sie beobachten, ob sie nicht doch Schaden erlitten hatte, denn sie war bei unserem letzten Fall unter die Kontrolle einer altägyptischen Magie geraten.

So war ich allein geflogen und hoffte, daß ich zurechtkam, denn ich besaß zwei Helfer.

Nicht allein Dragan Domescu, auch Marek, der Pfähler, hatte seinen Heimatort Petrila verlassen und trieb sich in der Nähe herum.

Das also waren die Fakten.

Ich hatte mich nur umsehen wollen, mehr nicht, und war urplötzlich angegriffen worden.

»Also ein Fehlschuß!« stellte Dragan fest.

»Leider«, erwiderte ich mit klappernden Zähnen. »Und bei dir?«

»Auch nichts.«
Dragan war unterwegs gewesen, um seinen Informanten zu suchen, der ebenfalls zum Platz hatte kommen wollen. Auch bei dem jungen Rumänen war es ein Schuß in den Ofen gewesen.
Er schaute mich von oben bis unten an und nickte. »Du weißt, John, wo mein Wohnwagen steht.«
»Natürlich.«
»Am besten wird es sein, wenn du dich dort unter die Dusche stellst. Zum Glück habe ich mir einen komfortablen Wagen leihen können, war gar nicht so einfach gewesen.«
»Willst du noch draußen bleiben?«
»Ja, ich schaue mich um.« Er blickte zum Himmel. »Irgendwie werde ich das Gefühl nicht los, daß sich in dieser Nacht noch etwas tut.«
»Wo steckt eigentlich Marek?« fragte ich.
»Der sucht den anderen Teil ab.« Dragan Domescu deutete dorthin, wo die Zelte und Wagen standen. »Er schleicht jenseits davon durch die Gegend. Auch er hat das Gefühl, ein Vampirwetter zu erleben.«
»Obwohl der Vollmond fehlt.«
Der Rumäne hob nur die Schultern.
Ich massierte meinen Nacken. Wenn ich härter drückte, brannte es unter der Haut. Zum Glück konnte ich beide Arme bewegen, auch wenn es mit Mühen verbunden war, wenn ich sie in die Höhe streckte.
»Treffen wir uns irgendwo?«
»Ich komme zum Wagen.«
Darauf konnte ich mich verlassen. Und ich wußte ferner, daß sich Dragan bewaffnet hatte, um der Blutsaugerbrut gegenüberstehen zu können. Er trug einen Eichenpfahl, Knoblauch und Kreuze bei sich.
Dinge, vor denen sich die Vampire fürchteten.
»Mach's gut, den Zweitschlüssel hast du ja.« Nach diesen Worten verschwand er wie ein Phantom.
Zweimal mußte ich niesen. Da bahnte sich eine Erkältung an. Ich beschleunigte meine Schritte, um mich warmlaufen zu können.
Meine Gedanken drehten sich um den heimtückischen Messerhelden.
Wer verbarg sich dahinter? Eine dämonische Gestalt war es nicht gewesen. Man konnte ihn sogar als Killer bezeichnen. Wem war ich so hart auf die Füße getreten, daß er mir einen Killer nach Rumänien schickte? Auf diese Frage wußte ich keine Antwort und mußte mich darauf einstellen, es mit zwei Gruppen von gefährlichen Gegnern zu tun zu haben. Mit Vampiren und Killern…
Nicht gerade angenehm dieser Gedanke.
Obwohl ich es eilig hatte, blieb ich sehr vorsichtig und schaute mich stets um. Der Wald war nicht dicht, es gab Platz zwischen den Bäumen, aber die breiten und dicken Stämme boten selbst genug Deckung und auch die starken Äste sowie die noch dichten

Laubkronen des mich umgebenden Mischwalds.

Es dauerte nicht lange, da erreichte ich den Ort. Er war nicht abgesperrt worden. Das Gelände begann dort, wo noch mehr Platz zwischen den Bäumen war.

Zelte, Wohnwagen und normale Fahrzeuge standen so verstreut, daß niemand den anderen störte. Wie ich wußte, machten auch Ausländer auf diesem Platz Urlaub. Ich hätte mir zwar einen anderen ausgesucht, aber die Geschmäcker sind eben verschieden.

Dragan Domescu hatte sein Wohnmobil dort abgestellt, wo sich die Waschanlagen in der Nähe befanden. Ein Blockhaus mit Toiletten und Duschen. Schräg dahinter wohnte der Platzwart, der gleichzeitig noch Ladenbesitzer war. Bei ihm konnten sich die Camper mit dem Nötigsten eindecken.

Nachts hatte er den Laden geschlossen.

In nur noch wenigen Wagen brannte Licht. Die schwach erleuchteten Fenster sahen aus wie über dem Boden brennende kleine Feuer, die sich nicht ausbreiteten.

Ich holte schon den Schlüssel hervor und blieb an der Hecktür des Wohnmobils stehen.

Noch immer wunderte ich mich, woher Dragan den komfortablen Wagen aufgetrieben hatte. In einem Land, das sich zum Ostblock zählte, war das gar nicht so einfach.

Ich schloß auf.

Muffiger Geruch strömte mir entgegen. Es gab natürlich größere Wagen, auch höhere, so daß ich, wenn ich mich hinstellte, mit den Haaren an der Decke entlangschleifte.

Ich drückte die Tür hinter mir zu und machte Licht. Sehr eng war es an dieser Stelle, da sich gleich links von mir die Duschkabine befand. Man konnte sich kaum drehen, sie erfüllte jedoch ihren Zweck. Weiter vorn waren die Schlafkojen. Rechts und links standen jeweils zwei Betten übereinander.

Vor mir gab es einen Tisch und auch vier schmale Stühle. Die Möbel waren im Boden verankert, so daß sie nicht umkippen konnten.

Für einen Kocher und zwei Einbauschränke war ebenfalls noch Platz genug.

In diesem Wagen konnte man es schon einige Zeit aushalten. Für immer wollte ich so nicht wohnen, ich war ja kein Rockford.

Es paßte mir nicht, daß ich quasi durch mein unfreiwilliges Bad außer Gefecht gesetzt worden war, doch in den nassen Klamotten konnte ich nicht herumlaufen.

Aus dem Einbauschrank holte ich meinen Koffer, öffnete ihn und legte mir schon die frische Wäsche und Ersatzkleidung zurecht. Die alten Sachen breitete ich zum Trocknen aus.

Nackt klemmte ich mich in die Kabine. Auch das Kreuz hatte ich

abgenommen, es lag neben meiner Kleidung.

Als ich den Hahn aufdrehte, kam erst mal nichts, dann ein wenig Wasser. Ich mußte weiter aufdrehen und zog den auf Schienen laufenden Plastikschutz ganz zu.

Das Wasser wurde nicht richtig warm. Als lauwarme Brühe floß es über meinen Körper.

Seife lag bereit. Ich wusch mir auch die Haare und merkte, daß der Wasserdruck allmählich abnahm.

Vielleicht hätte ich mich nicht so sehr darauf konzentrieren sollen, sondern auf andere Geräusche, aber das Klatschen des Wassers übertönte alles. Auch den leisen Laut, mit dem die Tür aufgedrückt wurde. Ein vorsichtiger Blick in den Raum, dann ein großer Schritt, und im nächsten Moment schob sich die Gestalt lautlos näher.

Sie war da!

Ein Mann hatte den Wagen betreten. Er trug eine alte Joppe und eine flache Schirmmütze auf dem Kopf. Sofort duckte er sich, denn er mußte an der rechten Seite der Duschkabine vorbei und sah dahinter den schwachen Umriß eines Menschen.

Das war er!

Ich merkte nichts, da ich mich umgedreht hatte und mit beiden Händen durch mein nasses Haar fuhr, um die letzten Schaumreste herauszuspülen. Schulter, Hals und Rücken brannten noch immer.

Die relativ harten Wasserstrahlen hatten der Haut gutgetan, denn sie massierten sie durch. Jetzt war der Druck nicht mehr so groß. Ich stellte die Dusche ab, drehte mich um und wollte die schmale Kabine verlassen.

In diesem Augenblick wurde die Tür regelrecht aufgefetzt. Die Verkleidung zog sich wie eine Ziehharmonika zusammen, ich starrte völlig überrascht in das Gesicht eines Fremden, das seltsam bleich aussah.

Und ich sah die beiden gefährlichen Vampirhauer sowie die ausgestreckten Finger, die nach mir greifen wollten…

***

Eine Woche zuvor!

Es gab einen Mann in London, der hatte unter Eingeweihten einen Spitznamen bekommen. Man nannte ihn das Granitgesicht. Und ein Gesicht, das so grau, so unbeweglich, so kalt und farblos wie Granit war, paßte zu dem Typ, der die Londoner Unterwelt mit eiserner Hand kontrollierte und in Europa zu den größten Mafiabossen zählte.

Dieser Mann hieß Logan Costello!

Er war genau derjenige, dem die Polizei bisher noch nichts hatte beweisen können. Obwohl er in fast allen Geschäften seine Finger stecken hatte, war es Scotland Yard und selbst Sonderkommissionen

nicht gelungen, ihn festzunageln. Gab es einmal Zeugen, die gegen ihn aussagen wollten, verschwanden diese schnell genug wieder.

Der lange Arm des Logan Costello reichte eben sehr weit.

Soweit war alles normal, wenn auch nicht akzeptabel für einen normalen Menschen. Nur kam noch etwas hinzu. Logan Costello hatte es vor Jahren geschafft, die schwarzmagischen Kräfte auf seine Seite zu ziehen. Sie bedienten sich seiner, vor allen Dingen Dr. Tod, der, als er noch groß im Geschäft war, durch Logan Costello stets erfuhr, was in London lief, denn in dieser Stadt lebte Dr. Tods Erzfeind John Sinclair.

Die Ära des Dr. Tod gab es nicht mehr, die Mordliga brach zusammen, und auch die Macht des Logan Costello verschwand allmählich. Sein Einfluß wurde geringer, manchmal war er sogar hilflos gewesen, als Xorron zu seinem großen Schlag ausholte und mit Ghouls und Zombies sowohl London als auch New York überschwemmt hatte.

Auch Lady X, die letzte Anführerin der Mordliga, hatte das Zeitliche gesegnet, so daß die Kontakte zu schwarzmagischen Kreisen für Logan Costello immer weniger geworden waren.

Zu Beginn war er darüber erzürnt gewesen, wenig später sah er die Sache realistischer und sogar positiv. Er konnte sich intensiver um seine eigentlichen Geschäfte kümmern.

Die waren zurückgegangen. Im Zeichen eines Stillstandes oder der Rezession gaben die Leute nicht mehr viel Geld für Dinge aus, die man mit dem großen Begriff Vergnügen umschreiben konnte.

Das merkten die Glücksspieler, die Nutten und auch die Wirte der Nepplokale.

Aber Costello wollte seine Gewinnspanne halten und gab Druck.

Er rationalisierte, räumte auf oder ließ aufräumen, und so war es ihm gelungen, den Verlust wieder aufzufangen.

In den letzten Wochen ging es sogar bergauf.

Und dann war der seltsame Anruf gekommen. Er kannte den Mann nicht, hatte den Namen Bogdanowich auch zuvor nie gehört, aber er wußte, mit wem er es zu tun hatte.

Mit einem Vampir!

Das hatte ihm der Anrufer deutlich genug zu verstehen gegeben.

Wäre es anders gewesen, hätte sich Costello um diesen Kerl nicht gekümmert, aber mit Vampiren hatte er so seine Erfahrungen gemacht. Seine Erlebnisse mit Lady X lagen noch nicht allzulange zurück.

Dieser Boris Bogdanowich wollte ihn besuchen. Am Abend, wie es sich gehörte. Einen genauen Zeitpunkt hatte er nicht angegeben, sondern dem Mafioso nur gesagt, daß er sich den Abend freihalten sollte.

Und nun wartete er.

Vampire kamen meist um Mitternacht. Bis dahin waren noch zwei Stunden Zeit.

Seit drei Wochen hielt sich Costello nicht in London auf, sondern in seinem Haus in Brighton, dem exklusiven englischen Seebad. Es war eine Terrassenvilla mit Meerblick. Um draußen zu sitzen, war es erstens zu kalt und zweitens zu gefährlich, denn Costello saß nicht gern auf dem Präsentierteller.

Also hatte er sich in den großen Wohnraum gehockt und auch die Rolläden vor die schußsicheren Scheiben gelassen.

Es befanden sich noch weitere Männer im Haus. Drei seiner besten aus der Leibwache, aber die hielten sich in den oberen Räumen auf und konnten auf ein Alarmsignal hergeholt werden.

Der Raum war mit alten Möbeln eingerichtet. Sie stammten aus Italien, und ihr Holz »lebte«. Es schimmerte in einem dunklen Ton.

Wenn der Widerschein des Kaminfeuers über das Holz strich, stellten auch Menschen fest, die von Antiquitäten keine Ahnung hatten, daß es sich bei diesen Möbeln um wertvolle Stücke handelte.

Costello war es gewohnt, viele Abende im Jahr allein zu verbringen. Er verspürte immer seltener die Lust auf eine Frau. Manchmal ließ er sich ein Edel-Callgirl kommen. Moral kannte er nicht. Je höher er stieg, um so einsamer war er geworden. Sein Leben drehte sich nur mehr um Macht und Geld.

So etwas ist schlimm…

Hobbys besaß er auch. Er liebte den Wein aus seiner Heimat.

Auch an diesem Abend genoß er eine Flasche »Classico«. Der dunkelrote Wein schimmerte in dem fein geschliffenen Kristallglas wie Blut.

Hin und wieder nahm er einen Schluck, schaute auf das Kaminfeuer und sah dem Spiel der Flammen zu. Er dachte über sein Leben nach und daran, daß er wieder Kontakt zur schwarzmagischen Seite bekommen würde. Das gefiel ihm nicht. Lieber wäre es ihm gewesen, man hätte ihn in Ruhe gelassen, dennoch wußte er, daß es keinen Sinn hatte, sich zu weigern und den Wünschen der anderen nicht nachzukommen. Die Wesen besaßen Mittel, die ihm nicht zur Verfügung ständen. Wenn die eine Maschinenpistole sahen, lachten sie nur.

Eine Wanduhr tickte. Mit jedem Ticken lief eine weitere Sekunde seines Lebens ab.

Costello kam ins Grübeln. Er hatte den Höhepunkt seines Lebens längst überschritten. Mit jedem Tag, den er älter wurde, wuchs auch die Angst vor dem Tod.

Das Älterwerden konnte er auch durch sein Geld und seinen Einfluß nicht mehr aufhalten. Er war nie geliebt worden, er hatte nie geliebt,

diese Tatsache schlug nun auf seine Psyche zurück.

Das Telefon summte. Seine Gedanken wurden unterbrochen. Es war der Hausapparat. Costello nahm ab und hörte die Stimme eines Mannes, der oben Wache hielt.

»Es kommt ein Wagen.«

»Das wird mein Besuch sein.«

»Sollen wir ihn zuvor abchecken?«

Costello überlegte. Er kannte die Schwarzblütler. Der Vampir würde sauer reagieren und mit der entsprechenden negativen Einstellung zu ihm kommen, deshalb befahl er seinem Aufpasser, es nicht zu tun.

»Laßt ihn so rein. Ich gehe ihm entgegen.«

»Ist gut, Boß.«

Sehr wohl war Costello dabei nicht, doch er kannte die Spielregeln. Noch einen Schluck Wein nahm er, spülte seinen Mund damit aus. Dann trank er und stand auf.

Costello verließ den Wohnraum. Er war eine kompakte Masse Mensch. Nicht sehr groß, dafür breit in den Schultern. Sein graues Haar war sehr kurz, man konnte es schon als einen Bürstenschnitt bezeichnen.

Durch den Flur schritt er und sah schon das Rechteck der Haustür. Dahinter brannte Licht. Es schimmerte durch die Glaseinfassung der Tür. Auch dieses Glas war schußsicher, und dahinter zeichnete sich eine Gestalt ab.

Der Besuch.

Costello öffnete. Der Mann stand im Licht der Lampe. Bisher hatte ihn der Mafiachef noch nie gesehen. Ein erster Blick reichte ihm, um zu erfahren, daß er es tatsächlich mit einem Schwarzblütler zu tun hatte, besser gesagt, mit einem Vampir.

So wie dieser Boris Bogdanowich sahen fast alle aus, wenn sie älter geworden waren.

Eine graubleiche Haut. Augen, die tiefer als bei einem normalen Menschen in den Höhlen lagen, eingefallene Wangen, Falten als Muster im Gesicht und einen sehr breiten Mund.

Das Haar war dunkel und gleichzeitig hellgrau. Vielleicht hatte er es färben lassen.

Bogdanowich trug einen ebenfalls dunklen Anzug, der nicht mehr zu den modernsten gehörte. Und auch nicht die Schuhe mit den Gamaschen. Sein Hemd war weiß, die Weste, die aus dem Jackettkragen schaute, zeigte einen roten Farbton.

Er sagte nichts, öffnete den Mund und zeigte zwei breite, spitze und starke Vampirzähne.

Das reichte zur Vorstellung.

Costello nickte und gab den Weg frei. »Kommen Sie herein.«

»Sind Sie allein?«

»Nein.«
»Ich habe Ihnen doch gesagt…«
»Merken Sie sich mal, Mr. Bogdanowich, ich bin nie allein. Das kann ich mir in meiner Position nicht erlauben. Ich habe einfach zu viele Feinde. Aber meine Leute werden uns nicht stören. Sie befinden sich in den oberen Räumen und haben Order bekommen, sich bei uns nicht blicken zu lassen. Sind Sie jetzt beruhigt?«
»Nicht ganz.« Der Vampir legte die Stirn in Falten. »Wir werden sehen.« Mit diesen Worten ging er über die Schwelle und betrat das Haus des Mafioso.
Costello führte ihn in den Wohnraum.
»Löschen Sie das Licht, Costello.«
»Keine Sorge, ich habe die Rolläden vor die Fenster…«
»Ich hasse Licht!«
»Wie Sie wünschen.« Nur mühsam unterdrückte der Mafioso seine Wut. Er haßte es, wenn man so mit ihm umsprang, aber er konnte sich nicht dagegen wehren. Diese verdammten Schwarzblütler waren ihm stets um einen Schritt voraus.
Sie gingen in den Wohnraum, wo nur mehr das Kaminfeuer brannte. Es verbreitete normalerweise eine sehr gemütliche Atmosphäre. Jetzt allerdings kam sie Costello kalt vor. Vielleicht lag es auch an der Anwesenheit seines Besuchers.
Logan Costello deutete auf einen Sessel. Der Vampir nahm jedoch in einem anderen Platz, damit er die Tür und auch das Kaminfeuer im Auge behalten konnte. Wenn er seinen Kopf nach rechts drehte, sah er auch das große Fenster.
Der Mafioso setzte sich ihm gegenüber. Noch sagte er nichts, griff zum Glas und trank. Er dachte nicht daran, dem anderen auch einen Schluck anzubieten, schließlich hatte sich Bogdanowich selbst eingeladen.
»Kommen Sie zur Sache!« forderte Costello seinen Besucher auf.
Boris schaute ihn scharf an. »Es geht um Lady X!«
»Das sagten Sie bereits am Telefon. Aber sie ist tot!« Costello verzog die Mundwinkel zu einem steifen Grinsen.
»Wir wissen dies und haben es sehr bedauert. Aber nicht alles ist endgültig vernichtet, das in der Erde liegt…«
Costello beugte sich zurück. Er lachte rauh. »Mein Lieber, da irren Sie sich. Asche, nichts als Asche ist von ihr zurückgeblieben. Was wollen Sie damit anfangen?«
»Auch der Vampir Kalurac ist vor Jahren aus seiner Asche zum Leben erweckt worden.«
Costello legte seine Hand flach auf den Tisch. »Ich verstehe«, sagte er langsam. »Sie meinen damit, daß Sie die Asche der Lady X aus dem Grab holen wollen.«

»Das ist eben nicht sicher.«

»Wie meinen Sie das?«

Bogdanowich zeigte ein schmales Lächeln. »Es geht das Gerücht um, daß der Körper der begrabenen Pamela Barbara Scott nicht verfallen sein soll.«

»Kein Staub?« Costello zeigte sich überrascht.

»Nein.«

Der Mafioso griff nach seinem Weinglas und nahm einen Schluck.

»Das verstehe ich nicht«, gab er ehrlich zu. »Tut mir leid. Wenn ein Vampir gepfählt wird, das ist ja bei Lady X geschehen, zerfällt er zu Staub. So kenne ich es.«

Bogdanowich nickte. »Ja, so ist es in der Regel. So würde es auch bei mir der Fall sein.«

»Und weshalb nicht bei Lady X?«

Boris stieß ein leises Lachen aus. »Sie war noch nicht lange genug Vampir oder Bluttrinker.«

Costellos Gesicht, sonst unbeweglich, zeigte eine Spur von Überraschung. »Ja«, gab er zu, »das kann möglich sein.«

»Das kann nicht nur möglich sein, das ist möglich.«

Scharf schaute der Mafioso den anderen an. Er wußte, auf was der Blutsauger hinauswollte, und es gefiel ihm überhaupt nicht, daß sich die Dinge so entwickelten. Wenn Lady X durch irgendeine Magie wieder zum Leben erweckt wurde, ließ sie sich es bestimmt nicht nehmen, nach London zu kommen, um sich an ihn, Costello, zu halten, denn er war für diese gefährliche Vampirin der einzige Bezugspunkt. Das störte seine Kreise gewaltig, wie er zugab.

Er ließ sich seinen inneren Ärger nicht anmerken und hob die Schultern. »Nun, dann fahren Sie hin, heben das Grab aus und holen den Körper hervor. Ist doch einfach.«

»Fast einfach.«

»Welche Schwierigkeiten gibt es?«

»Mein Informant hat mir berichtet, daß man das Grab zwar nicht gesichert hat, dafür jedoch den Leichnam. Wir als Vampire kommen nicht an ihn heran, denn es liegt ein geweihtes Kreuz auf ihm.«

Das also war der Punkt. Costello holte tief Luft. Im Gegensatz zu seinem Besucher, der überhaupt nicht zu atmen brauchte und allein durch die Kraft der Schwarzen Magie existierte.

»Ich verstehe«, dehnte der Mafioso.

»Dann wissen Sie auch, aus welchem Grunde ich zu Ihnen gekommen bin, Costello.«

»Ich kann es mir zumindest denken.«

»Sie werden dafür sorgen, daß Lady X ausgegraben wird. Schicken Sie einige Männer nach Rumänien und holen Sie die Leiche aus der Erde. Alles andere überlassen Sie mir.«

»Und was hätte ich davon?«
»Sie haben zumindest zu ihr gehört und einen näheren Kontakt zu der Scott gehabt.«
»Nicht freiwillig.«
»Kommen Sie mir nicht mit den Ausreden. Von Lady X und der Mordliga haben auch Sie profitiert. Das ist eine Tatsache.«
»Und wenn schon, ich habe meine eigenen Geschäfte. Die Mordliga ist vorbei.«
»Da gebe ich Ihnen recht. Sie wird in der Form nie mehr erscheinen, aber ich will die Königin der Vampire haben. Und das ist nun mal Lady X. Sie, Mr. Costello, werden mir dabei zur Seite stehen.«
»Nehmen wir an, ich weigere mich.«
Bogdanowich lachte. »Sie werden doch nicht so dumm sein und das versuchen, mein Lieber. Denken Sie daran, daß Sie so mächtig sein können, wie Sie wollen. Die andere Seite, meine, ist immer stärker. Wir können Sie zerquetschen. Ich kann Ihnen hier und heute das Blut aussaugen, Sie damit zu einem Vampir machen und Sie anschließend sogar noch pfählen oder Ihnen den Schädel abschlagen. Wäre doch mal etwas anderes, wenn ein Vampir seinen Artgenossen pfählt – oder nicht?«
Der Mafioso nahm sein Weinglas, hob es bis dicht vor seine Augen und schaute Bogdanowich durch das geschliffene Kristall an.
Es wirkte wie eine Linse und verzerrte das Gesicht des Vampirs.
Hinzu kam der Widerschein des Kaminfeuers, so daß der Schädel wie ein mit Schatten gesprengelter und verschiedenen Ecken versehener Corpus aussah. Costello wußte ja, daß der andere recht hatte.
Seine Antworten waren nicht auf Sand gebaut. Alles stimmte, was er von sich gab. Er hatte die Macht, und er würde sie auch eiskalt und gnadenlos ausspielen.
»Na, denken Sie nach?«
»Ein wenig.«
»Ich weiß, es hat für Sie wenig Reiz. Ich verstehe Sie vollkommen, Costello, und ich bin auch kein Unmensch.« Er lachte, weil er sich selbst als Mensch bezeichnet hatte. »Deshalb habe ich Ihnen eine goldene Brücke gebaut. Meine Beziehungen reichen sehr weit. Ich habe dafür gesorgt, daß ein Rumäne namens Jörge ebenfalls diese Information bekam. Das heißt, er weiß nun, daß jemand versuchen wird, den Leichnam zu bergen.« Bogdanowich beugte sich weit vor.
»Und nun hören Sie mir sehr genau zu, Costello, aber sehr genau. Jörge ist der Bekannte eines gewissen Dragan Domescu. Dieser junge Mann haßt unsere Sippe. Er hat sich mal in eine junge Verwandte von mir verliebt, als sie noch keine Vampirin war. Jetzt ist sie tot, das hat Dragan nicht überwunden, er macht seit diesem Tage Jagd auf uns.«
»Was habe ich damit zu tun?«

»Hören Sie mir weiter zu. Wenn Dragan etwas davon erfährt, wird er nicht zögern, einem Bekannten Bescheid zu geben. Und diesen Mann kennen Sie ebenfalls. Er lebt in London und heißt…«

»John Sinclair!«

»Genau, Costello, genau. John Sinclair, Ihr Todfeind!«

Der Mafioso ballte die Hände. Sobald er diesen Namen hörte, sah er rot. Er hätte die Hälfte seines Vermögens dafür hergegeben, Sinclair zu erledigen. Leider war ihm dies bisher noch nicht gelungen, sosehr er sich auch angestrengt hatte.

»Und wie hat Sinclair reagiert?«

Bogdanowich lächelte, als er feststellte, daß sein Gegenüber den Köder geschluckt hatte. »Bisher noch nicht, weil er nichts davon weiß. Aber er wird es erfahren.«

»Sinclair befindet sich nicht in London, wie ich vernommen habe.«

»Er kommt irgendwann zurück.«

Costello nickte. »Ja, das stimmt. Und welche Rolle haben Sie mir dabei zugedacht?«

»Eine sehr gute. Wenn es mir gelungen ist, Sinclair neugierig zu machen, werden Sie sich auf die Spur des Geisterjägers setzen. Sie haben genügend Männer, die ihn in Rumänien erwarten können. Finden Sie nicht auch? Die Spur wird von mir gelegt, und Sie können Sinclair mit Ihren Leuten in einem fremden Land ausschalten, wann immer Sie wollen. Diese Chance bekommen Sie nicht oft.«

»Da haben Sie recht.«

»Dann wäre alles klar.«

»So einfach geht das nicht.« Costello hob die Hand. »Rumänien ist nicht England. Dort kann ich meine Leute nicht so agieren lassen, wie hier. Das werden Sie verstehen.«

»Natürlich begreife ich das. Ich hätte die gleichen Bedenken. Nur haben Sie in mir einen exzellenten Partner. Solche Schwierigkeiten, wie Sie sie sehen, gibt es für mich nicht. Es gibt genügend Orte, durch die man nach Rumänien unkontrolliert einsickern kann. Das lassen Sie mal meine Sorge sein. Ich verspreche Ihnen, daß Sie Sinclair in Rumänien erledigen können und damit auch der Lady X den Weg ein wenig ebnen.«

Costello war nicht begeistert. Dies sah man ihm auch an. Doch er konnte nicht aus seiner Haut. Er war durch sein Vorleben irgendwie festgenagelt.

»Sie können auch ablehnen«, schlug Boris vor.

»Was geschähe dann?«

»Ihr Imperium würde zusammenbrechen. Wer die Schwarzblütler als Feinde besitzt, hat keine Chancen.«

»Wenn Sie sich da nicht mal irren, Bogdanowich. Schauen Sie sich allein John Sinclair an.«

Der Vampir stand auf, als er die Antwort gab. »Sinclair!« Er lachte hart. »Was hat er denn schon erreicht? Nicht viel. Er kämpft an mehreren Fronten gleichzeitig.« Boris drehte die Hände, weil er sein Beispiel unterstreichen wollte. »Das ist wie mit zwei Mühlrädern. Irgendwann gerät es dazwischen und wird zermalmt. Es waren zum großen Teil nur halbe Siege. Erledigt hat er uns nicht. Ich biete Ihnen die Chance, Sinclair aus dem Weg zu räumen. Sie sollten zugreifen. Außerdem haben wir Zeit genug, alles vorzubereiten.«

Costello hatte sich ebenfalls erhoben. Er nickte. »Gut, Sie haben mich überzeugt. Ich werde es so machen, wie Sie es wünschen. Wenn wir aber keinen Erfolg haben…«

»Daran sollten Sie nicht denken. Seien Sie, wie man so schön sagt, ein positiver Mensch.« Bogdanowich bewegte den Kopf. Es war ein Abschiedsgruß. Er ging zur Tür und sagte beim Öffnen: »Sie hören noch von mir.«

Dann verschwand er. Die Dunkelheit schluckte ihn wie ein Schlauch. Costello, der in der Tür stand, sah und hörte ihn noch einmal Sekunden später. Ein gewaltiger Schatten flog vom Haus weg und stieg in die Luft. Gleichzeitig schallte dem Mafioso ein hartes Lachen entgegen. Es machte ihn wütend, denn die Macht, die der andere besaß, hätte auch er gern besessen, nur nicht als Vampir.

Zudem hatte er noch den Ärger mit dem Wagen. Er mußte ihn wegschaffen lassen.

Wütend ging er ins Haus und warf die Tür zu. Dann schrie er nach seinen Leibwächtern.

Sie kamen sehr schnell.

Bewaffnet waren sie alle.

»Steckt die Kanonen weg!« befahl Costello. »Wir reisen ab!«

***

Es war ein Vampir, daran gab es keinen Zweifel. Und daß er mein Blut wollte, stand ebenfalls fest.

Ich wußte nicht, wieviel Zeit mir noch blieb, doch innerhalb einer kurzen Zeitspanne prägte ich mir seine Gesichtszüge ein. Sie wirkten seltsam breit unter der Schirmmütze. Die Nase war zur Spitze hin vorgeschoben, auch die Oberlippe, so daß ich die kurzen, spitzen, aber kräftigen Hauer gut erkennen konnte.

Und ich war waffenlos.

Zudem stand ich auf verdammt rutschigem Boden, denn letzte Wasserspiralen und Seifenreste verschwanden erst jetzt drehend und gurgelnd im schmalen Abfluß.

Viele Bewegungsmöglichkeiten besaß ich nicht. Der Vampir würde mich immer packen können.

Er griff an.

Dabei verließ er sich auf die Kraft, die ihm die Schwarze Magie gegeben hatte. Ich trat noch einen halben Schritt zurück, soviel Platz blieb mir, bevor ich die Wand im Rücken spürte und als nächstes die Kälte seiner Klauen merkte, als sie sich auf meine beiden Schultern legten.

Seine Absicht war klar. Er wollte mich in die Knie drücken, um seine Zähne in mein Fleisch hacken zu können.

Ich riß das Bein hoch. Schwer wurde er getroffen, aber diese Wesen verspüren keinen Schmerz. Zwar riß es ihn zurück, doch er hielt eisern fest, obwohl ich naß war. Ich spürte seine Fingernägel wie kleine Messerspitzen an den Schultern.

Gemeinsam taumelten wir aus der Dusche. Dabei hatte der Blutsauger Pech, da er mit der Hacke über den Rand stolperte und nach hinten fiel, was wiederum meine Chance bedeutete.

Ich rammte meinen Kopf vor.

Beide Stirnen stießen zusammen. Ich spürte den Schmerz, sein Schädel flog nach hinten, und er verlor die Mütze.

Dann prallten wir zu Boden.

Genau in den engen Mittelgang fielen wir. Ich lag auf ihm, aber ich hatte keine Waffe, um ihn erledigen zu können. Kreuz und Beretta lagen viel zu weit weg. Und einen Vampir mit den bloßen Fäusten zu besiegen, war immer schwer.

Er stemmte beide Beine hoch. Und es gelang ihm, mich in die Höhe und gleichzeitig zur Seite zu drücken.

Nach rechts fiel ich weg, und endlich löste er seine Hände von meinen Schultern. Nur um mehr Bewegungsfreiheit haben und aufspringen zu können.

Wieselflink war er wieder auf den Beinen und wollte weiter in das Innere des Wohnmobils hineinlaufen.

Ich hechtete ihm nach.

Fast hätte ich ihn noch an der Hüfte erwischt, aber meine Hand rutschte ab. Zum Glück gelang es mir, seinen rechten Fußknöchel zu umklammern. Es genügte ein Ruck, die Beine wurde ihm weggezogen, und er klatschte mit Brust und Gesicht zuerst auf den Boden.

Jetzt war ich am Zug. Um mir Zeit zu verschaffen, hatte ich mir einen Plan ausgedacht.

Ich wartete so lange, bis er halb hochkam, griff dann, als er sich drehte, mit beiden Händen zu, bekam seine Hüfte zu fassen und schleuderte ihn wuchtig herum.

Er torkelte jetzt dem anderen Ende des Wohnmobils zu, in Richtung Hintertür.

Und die wurde in diesem Augenblick geöffnet. Ich konnte nicht erkennen, wer den Wagen betreten wollte, da mir der Blutsauger die Sicht nahm, aber ich hörte einen Wutschrei, sah nur eine

schattenhafte Bewegung, vernahm einen dumpfen Schlag, und im Licht der schmalen Deckenleuchte verzerrte sich plötzlich das Gesicht des Blutsaugers in namenlosem Grauen.

So sah nur ein Vampir aus, wenn er starb.

Er kippte nach vorn. Aus seinem offenen Mund rann eine weißliche, dünne Masse.

Während er kippte und ich nach hinten sprang, um von ihm nicht getroffen zu werden, erkannte ich, wer ihn getötet hatte.

Frantisek Marek!

Der Pfähler stand da und hielt seinen Eichenpfahl noch in der Hand. Jetzt wies die nasse Spitze auf mich.

So kannte ich ihn. Unbeugsam, hart gegen die Kreaturen der Finsternis, so war er in die Geschichte eingegangen.

Marek, der Pfähler. Ein Mann, den das Leben gezeichnet hatte, dessen Frau von Vampiren genommen worden war, und der anschließend seine Jagd nach den Blutsaugern noch mehr verstärkt hatte. Er war älter geworden, faltiger das Gesicht, vielleicht sogar noch weißer die Haare, aber in den Augen brannte der eiserne Wille, niemals aufzugeben.

Das hatte er mir wieder bewiesen.

»Hi, Marek«, sagte ich.

Er nickte nur und schaute auf den Blutsauger, der sein untotes Leben ausgehaucht hatte. Die Wunde befand sich in seinem Rücken, etwa in Herzhöhe.

»Kannst du nicht die Tür schließen?« fragte ich ihn. »Ich friere ein wenig.«

»Natürlich!«

Marek trat sie mit dem Fuß zu, während ich mich rasch anzog und auch das Kreuz wieder umhängte. Als ich den drittobersten Hemdknopf schloß und nach der Jacke greifen wollte, ließ sich Marek schwer auf einen Stuhl fallen. »Fast hätte er dich erwischt, wie?«

Ich hob die Schultern. Die kleinen Wunden dort brannten ein wenig, das war aber nicht weiter tragisch. »Das kann man nicht sagen. Ich war dabei, ihn mir zurecht zu stellen.«

»Dann habe ich es eben erledigt.« Er griff in die Tasche und holte einen Flachmann hervor. Ich wußte, daß sich in der Flasche Selbstgebrannter Schnaps befand. Er zog den Korken hervor. »Willst du einen Schluck?«

Ja, den konnte ich gebrauchen. Obwohl ich darauf vorbereitet war, traf es mich hart. Das Zeug brannte wie Salzsäure und schien aus flüssigen Reißnägeln zu bestehen. Einen Hustenanfall konnte ich nicht unterdrücken, woraufhin Marek den Kopf schüttelte.

»Ihr jungen Leute seid nichts gewohnt.«

»Wenn ich mal drei Jahre in Petrila wohne, huste ich auch nicht

mehr.«

Er lachte und nahm die Flasche an sich. Den anschließenden Schluck konnte man als kräftig bezeichnen. Marek korkte die Flasche wieder zu und steckte sie ein.

Ich suchte mir einen zweiten Stuhl aus, auf dem ich mich niederließ. »Hast du Dragan draußen getroffen?«

»Nein.«

»Er wollte nachschauen, ob Blutsauger unterwegs sind. Es scheint die Nacht der langen Messer zu sein, befürchte ich.«

»Wieso?«

Ich deutete auf den Vampir. »Das war der zweite Angriff auf mich. Der erste erfolgte am Bach und war an sich normal.« Da Marek mich gespannt anschaute, berichtete ich ihm. Er wunderte sich ebenso, wie ich mich gewundert hatte.

»Killer?« fragte er. »Richtige Gangster?«

»Ja, der Typ wollte es lautlos machen. Deshalb nahm er das Messer.«

Frantisek hob die Schultern. »Das verstehe, wer will, ich nicht. Was hast du denn mit Killern zu tun?«

»Möchte ich auch gern wissen. In London ja. Meinetwegen auch in den Staaten oder in Italien, aber hier…?«

»Könnte auch ein Zufall gewesen sein.«

»Nicht bei mir, Marek!«.

Davon wollte Frantisek nichts wissen. »Ist schon öfter passiert, daß sich an Campingplätzen finstere Gestalten herumtreiben, glaub es mir.«

Ich holte eine Zigarette aus der Schachtel. Den Rauch blies ich über den Vampir. »Irgend etwas braut sich in deinem Heimatland zusammen, Marek«, erklärte ich.

»Was?«

»Das weiß ich eben noch nicht genau. Einen Grund könnte ich mir schon denken.«

Der Pfähler lächelte verschmitzt. »Ich auch.« Er strich über sein graues Haar. »Wenn ich daran denke, daß Rumänien noch immer einer Hochburg der Vampire ist, erinnere dich an den Vampir-Baron von Leppe, vor Jahren war es Kalurac, und alles hatte eigentlich mit Dracula angefangen.«

»Und mit Lady X aufgehört?«

Marek hatte verstanden und schaute mich scharf an. »Du stellst die Antwort als Frage?«

»Ja, bewußt, weil ich einfach jetzt nicht mehr glauben will, daß es mit ihr auch endete.«

»Wieso?«

»Denk an einen gewissen Boris Bogdanowich. Wie war das mit der Wallfahrt im Vampir-Expreß zum Grab der Lady X? Die Sippe der

Bogdanowichs besitzt Einfluß, das weiß du ebenso wie ich. Deshalb könnte ich mir vorstellen, daß sie irgendwann wieder mitmischt…«

»Mit irgendwann meinst du jetzt?«

»Zum Beispiel!«

Marek schaute dem Rauch nach, den ich ausgeblasen hatte. Er hob die runden Schultern und beugte sich vor, wobei er auf seinen Pfahl schaute, den er noch immer in der Hand hielt. »Ich will es mir einfach nicht vorstellen.« Er hob die Hände. »Ich habe in Petrila nichts davon bemerkt. Schließlich ist sie ja dort begraben worden.«

»Du hast auch nur zwei Augen.«

»Ich bin mitgekommen, weil mich Dragan alarmierte. Von Lady X hat er eigentlich nicht gesprochen. Nur der Informant sagte etwas von Vampiren. Dann fiel bei einem Gespräch hier auf dem Platz dein Name.«

»Kennst du Dragans Informanten?« wollte ich wissen.

»Nein.«

Ich nahm einen letzten Zug und drückte die Zigarette aus. »Er wollte sich wohl heute mit ihm treffen.«

»Während wir hier sitzen.« Marek schaute mich aus schmalen Augen an. »Es könnte eine Falle für ihn gewesen sein.«

Ich strich mein noch nasses Haar zurück. »Wenn wir hier sitzenbleiben, haben wir nichts davon. Sollte es tatsächlich zu einer Falle für Dragan werden, müssen wir ihn warnen.«

»Ich bin dabei.«

Marek brauchte sich nicht zu erheben, denn wir hörten dicht vor der Tür Schritte. Dann wurde geöffnet, und Dragan Domescu stand auf der Schwelle. Er wollte in den Wagen kommen, sah uns auch, bis sein Blick auf den am Boden liegenden Vampir fiel.

»Verdammt, das ist ja…« Er sprach nicht mehr weiter, bückte sich hastig und drehte die Leiche herum.

Wir schauten ihm gespannt zu.

Er schüttelte den Kopf, während Worte in seiner Heimatsprache aus seinem Mund drangen.

Ich beobachtete Marek. Er hatte die Lippen zusammengepreßt.

Scharf atmete er durch die Nase.

Das Gesicht des Toten war bleich. Der Mund stand offen. Nichts war mehr von den Vampirzähnen zu sehen. Er sah völlig normal aus, Marek hatte ihn erlöst.

Auf Dragans Stirn glitzerten Schweißperlen, als er sich mit müde wirkenden Bewegungen in die Höhe stemmte und die Schultern hob. Diese Geste wirkte ebenfalls resignierend.

»Was ist mit dir?« fragte ich.

»Verdammt, John, weißt du, wer das ist, den ihr gepfählt habt?«

»Nein!«

»Das ist Jörge, mein Informant!«

Ich hatte es mir schon gedacht, deshalb war meine Überraschung nicht so gewaltig. Auch Marek nickte nur. Ihn schienen ähnliche Gedanken beschäftigt zu haben wie mich.

Der junge Rumäne stieg über den Toten hinweg und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Davor stand ein Tisch, auf dessen Platte er die Ellbogen stemmte und sein Gesicht in den Händen vergrub.

Marek warf mir einen undefinierbaren Blick zu und holte die Flasche mit dem Selbstgebrannten hervor. Er reichte sie dem jungen Rumänen rüber. »Hier, nimm einen Schluck.«

Auch Dragan trank und mußte husten. Allmählich kehrte wieder Farbe in sein Gesicht zurück.

Ich wartete mit meinen Fragen, bis er sich wieder erholt hatte und wandte mich dann an ihn. »Okay, Dragan, dein Informant lebt nicht mehr. Er ist zu einem Vampir geworden, durch welchen Angriff auch immer. Uns bleibt nur die Chance, den Weg zurück zu verfolgen.«

»Wie meinst du das?«

»Was hat er dir genau gesagt?«

»Nichts!« rief Dragan. »Wenigstens nichts von Bedeutung. Oder doch, aber es bringt uns nicht weiter. Er hat berichtet, daß sich auf diesem Campingplatz Vampire herumtreiben sollen und daß der Name John Sinclair in einem Gespräch gefallen ist.«

»Wer hat mit wem geredet?« wollte ich wissen.

»Das hat er mir nicht gesagt.«

»Es müßte herauszufinden sein«, sagte der Pfähler. »Der Platzwart besitzt eine Liste aller hier Ansässigen. Die werden wir uns anschauen und zunächst einmal alle Ausländer herausfiltern. Sehr viele sind es bestimmt nicht. Die sehen wir uns dann näher an.«

Niemand widersprach. Auch mir erschien es als die beste Lösung.

Ich schaute auf die Uhr. »Wann machen wir es?«

»Sofort.«

Dragan stand nach Mareks Antwort auf. »Der Knabe wird begeistert sein, das kann ich dir versprechen. Wie heißt er eigentlich?«

»Kierek!«

»Was sagst du da? Wie heißt der?«

»Kierek. Hast du das nicht gewußt?«

»Nein!« Dragan schlug gegen seine Stirn. »Weißt du eigentlich, wer noch Kierek geheißen hat?«

»Nein.«

Dragan deutete auf den Toten. »Er hieß oder heißt Kierek. Die beiden sind bestimmt verwandt.«

An eine Namensgleichheit wollte auch ich nicht glauben und hatte plötzlich das Gefühl, als würde über dem Platz ein dichtes Netz liegen, das allmählich unsichtbar nach unten schwebte, damit wir uns in

seinen Maschen verfingen.
Der junge Rumäne wollte aus dem Wohnwagen stürmen. Ich hielt ihn fest. »Sei vorsichtig, Dragan!«
Er wandte den Kopf. »Ja, ja…«
»Es war ernst gemeint«, sagte ich zu ihm. »Du weißt selbst, daß mit Blutsaugern nicht zu spaßen ist.«
»Klar.« Er öffnete die Tür, blieb auf der Schwelle stehen und schaute sich um, bevor er sagte: »Die Luft ist rein…«
Ich verließ als zweiter den Wagen, Marek machte den Schluß. Ich schloß noch ab. Sollte zufällig jemand das Wohnmobil betreten wollen, brauchte er den Toten nicht zu sehen.
Es war eine sternenklare Nacht. Nur im Osten, wo die Karpaten begannen, ballten sich hoch am Himmel dunkle Wolken zusammen.
Der Wind war schon kühl geworden. Er ließ uns die Nähe des Herbstes förmlich riechen.
Mein Blick fiel wieder auf die Karpaten. Ich dachte daran, daß ich vor kurzen in ihren nördlichen Ausläufen ebenfalls ein Abenteuer erlebt hatte. Allerdings nicht in Rumänien, sondern in Polen. [3]
Zum Glück hatten wir nicht weit zu laufen. Der größte Teil des Campingplatzes lag links von uns. Ich wollte wissen, ob alle Wagen belegt waren.
»Nein«, erklärte mir Dragan. »Viele haben ihr Gefährt auch nur abgestellt.«
So etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht.
Der Wind fuhr in die Kronen der Bäume, bewegte sie und ließ die Blätter rascheln. Bald würde er sie abwerfen. Einige lagen schon am Boden, waren feucht geworden und klebten an den Sohlen, als wir über sie hinweggingen.
Wir nahmen den kürzesten Weg. Hinter uns blieb der Platz zurück. Mehr als einmal mußten wir die Köpfe einziehen, um nicht von tiefwachsenden Zweigen oder Ästen gestreift zu werden.
Das Gelände führte ein wenig bergab. Schon bald konnten wir die Umrisse des Gebäudes sehen und hörten auch das leise Plätschern des Bachs, der hinter dem Bau vorbeifloß.
Licht brannte nicht. Die Scheiben zeichneten sich als dunkle Vierecke im Holz der Außenwand ab.
»Wie mir bekannt ist, geht der Platzwart immer früh schlafen«, erklärte Dragan.
»Sollte er tatsächlich mit dem Vampir Kierek etwas zu tun haben, können wir davon ausgehen, daß er ein Feind ist«, sagte Marek.
Niemand von uns widersprach.
Wir erreichten das Wohnhaus. Die Tür war verschlossen. Ich stellte es fest, als ich die Klinke nach unten drückte. »Gibt es einen Hintereingang?«

Marek drehte den ausgestreckten Zeigefinger. Über einen plattierten Weg schritten wir. Er führte um das Haus herum. Auf halber Strecke gabelte er sich. Die eine Hälfte führte auf das Nebengebäude zu, in dem Kierek seinen Laden untergebracht hatte.

Da wollten wir später hin.

Sehr schnell erreichten wir den zweiten Eingang. Auch er war verschlossen.

Einbrechen wollte ich nicht. Ich erinnerte mich daran, eine Klingel an der Vordertür gesehen zu haben.

»Schellen wir ihn wach«, schlug ich vor.

Dragan deutete auf eine Scheibe. »Mit dem Pistolenkolben kannst du sie einhauen.«

»Das liegt mir nicht. Niemand befindet sich in Gefahr, außerdem würde es lärmen. Manche Schläfer haben sehr empfindliche Ohren, wie du sicherlich weißt.«

»Man merkt, John, daß du Polizist bist.«

Ich lächelte schief. »Ich kann es nicht leugnen.«

»Soll ich hier warten?« fragte Marek.

Wir sahen keinen Sinn darin und nahmen ihn mit. Jetzt sahen wir auch den Mond. Er war nicht voll, sondern erinnerte mich an einen an einer Seite zusammengedrückten Kreis. Seine Kraft jedoch reichte für die Vampire aus, wie wir erlebt hatten.

Diesmal ging ich als letzter. Nahe der Hausecke blieb ich stehen, denn ich hatte einen Schatten gesehen. Er flog über mir, ich schaute genauer hin und erkannte auch das Schlagen der beiden Schwingen.

Bevor ich die anderen warnen konnte, war der Schatten verschwunden. Eingetaucht in ein Meer aus Tinte, wie die Dunkelheit wirkte.

Auch Marek hatte den Schatten gesehen. Er stand in gespannter Haltung vor der Tür und warf mir einen lauernden Blick zu. »Sie sind noch da«, flüsterte er. »Verdammt, John, die lassen uns nicht aus den Augen. Das ist wie eine große Falle.«

»Allmählich kommt es mir auch so vor.« Dieser Campingplatz war mir suspekt, wenn ich ehrlich war. Ich hatte bisher nichts Gutes daran feststellen können. Vampire und Killer befanden sich auf ihm.

Beide zusammen ergaben eine brisante Mischung. Allmählich fragte ich mich, ob er überhaupt von normalen Menschen bewohnt oder belegt war.

Das Geräusch einer Schelle riß mich aus meinen Gedanken.

Dragan hatte geklingelt. Dieser schrille Ton konnte Tote wecken, bestimmt auch Schlafende.

Als sich nach dem dritten Klingeln noch immer nichts gerührt hatte, wurden wir allmählich unruhig.

»Es gibt mindestens zwei Möglichkeiten«, zählte Marek auf.

»Entweder ist er nicht da, oder er will, kann aber nicht öffnen. Welche sollen wir uns aussuchen?«
»Keine«, erwiderte ich. »Wir öffnen die Tür!«
»Mit einem Stemmeisen?« fragte Dragan.
»Nein, hiermit.« Ich hatte aus der Tasche mein Besteck geholt und hielt es hoch. Das Schloß war überhaupt nicht kompliziert. Nicht einmal zehn Sekunden benötigte ich, um die Tür zu öffnen.
Im Haus war es so finster wie in dem berühmten Bärenhintern.
Wir sahen kaum die Hand vor Augen.
»Gibt es hier Licht?« flüsterte ich.
»Klar, der Kerl hat einen eigenen Generator, der ihm Strom liefert«, hörten wir Dragans Stimme.
Marek hatte die Tür zugezogen.
Ich vernahm das Schaben. Dragan strich mit der Hand über die Wand, fand den Schalter und drehte ihn um. Wir hörten das »Klick«, dann wurde es heller.
Eine gute Beleuchtung gab die Lampe unter der Decke nicht ab, mehr einen trüben Schein. Wir befanden uns in einem Ein-Zimmer-Haus. Schlaf-, Wohn- und Lebensraum waren in diesem einen Zimmer zusammengefaßt.
Die Möbel waren uralt, der Kamin in der Ecke zeigte eine Rundung und stand neben einem Bücherregal.
Von Kierek keine Spur.
Ich ging zum Bett. Es war zerwühlt. Als ich mit der Hand nachfühlte, spürte ich keine Restwärme mehr. Hier schien lange niemand mehr gelegen zu haben.
»Ausgeflogen, der Vogel!« stellte Marek trocken fest.
Dragan war mir gefolgt. »Fragt sich nur, aus welchem Grunde er dies getan hat?«
»Keine Ahnung.«
»Ob er seinem Verwandten Rückendeckung geben wollte?« wandte sich der junge Rumäne an mich.
»Das glaube ich nicht. Dann wäre er ebenfalls in den Wohnwagen gekommen.«
Kierek schien das Haus ordnungsgemäß verlassen zu haben.
Nichts deutete auf irgend etwas Ungewöhnliches hin. Ein Kampf hatte also nicht stattgefunden.
»Vielleicht weiß er Bescheid«, sagte Marek.
»Worüber?«
»Über die Sache auf dem Platz. Falls sich dieser in der Hand von Vampiren befindet und man Kierek eingeweiht hat, war es doch nur gut für ihn, wenn er verschwunden ist.«
Dem konnte keiner der beiden widersprechen. Ich fragte auch weiter: »Hat das Haus eigentlich einen Keller?«

Nein, es hatte keinen. Wir jedenfalls sahen keinen Zugang, der in die Tiefe geführt hätte.

Zufällig glitt Mareks Blick in die entgegengesetzte Richtung, also an die Decke.

»Aber da ist etwas.« Wir schauten hoch und sahen auch, daß der Pfähler mit seiner Hand das sich unter der Decke abzeichnende Quadrat nachmalte.

»Das Haus besitzt ein spitzes Dach«, murmelte ich. »Es müßte unter Umständen einen Speicher haben.«

»Was soll Kierek denn dort, wenn er überhaupt hier ist?«

»Keine Ahnung.« Ich nickte Dragan zu. »Es schadet nichts, wenn wir nachsehen.«

»Die Klappe hat auch einen Griff«, meldete Marek. »John, du bist der längste von uns. Schaffst du das?«

»Mal sehen.« Ich stellte mich unter die Klappe. Die Decke war ziemlich hoch. Beim ersten Sprung verfehlte ich sie, der zweite Sprung brachte ebenfalls nichts, aber beim dritten Versuch bekam ich den Griff zwischen die Finger.

Für einen Moment blieb ich in dieser hängenden Lage, bis ich das Knarren hörte und sich die Klappe langsam senkte. Ich zog weiter nach. Automatisch fuhr eine Leiter aus. Rasch ging ich zur Seite, sonst hätte sie mich getroffen.

Dicht neben meinem linken Fuß prallte das Sprossenende mit einem dumpfen Schlag zu Boden.

»Na, da hätten wir ja etwas«, sagte Dragan Domescu, baute sich neben der Leiter auf und schaute in die Höhe.

Er konnte nichts erkennen, da es oben auf dem Speicher ziemlich dunkel war und das Licht aus dem großen Raum nicht bis in diese Höhe reichte.

Ich stieg hoch und winkte ab, als die anderen mir folgen wollten.

Als ich die Hälfte der Stufen hinter mir hatte, konnte ich bereits über den Rand auf den Speicher schauen.

Zwei Sprossen weiter löste ich die Finger von der Leiter und umklammerte den Rand.

Etwas Feuchtes traf meine Spitzen. Einem ersten Impuls folgend wollte ich die Hand zurückziehen, ließ es bleiben und tastete mich vor.

Dragan und Marek hatten bemerkt, daß etwas nicht stimmte.

»Was ist denn, John?« erkundigte sich der junge Rumäne.

»Hier scheint jemand was umgekippt zu haben«, antwortete ich mit belegter Stimme.

»Das glaubst du doch selbst nicht.«

Nein, das glaubte ich auch nicht. Mein Verdacht bezog sich auf etwas anderes. Ich spürte das Kratzen in meiner Kehle. Es kam von dem

unguten Gefühl, das mich überkommen hatte.
Ich zog die Hand zurück.
Die Fingerspitzen waren rot. Keine Farbe, das erkannte ich sofort.
So sah Blut aus.
»Es ist Blut!«
»Au verdammt!« Marek hatte dies gesagt, und ich stieg die restlichen Stufen hoch, um mich umzuschauen. Meine Bleistiftleuchte leistete mir wertvolle Dienste.
Ihr Lichtstreifen war nur schmal. Er reichte trotzdem aus, um die leblose Gestalt zu erkennen, deren Kopf inmitten einer Blutlache lag…
Ich blieb auf der Leiter stehen, als wäre ich festgewachsen. Der Anblick war einfach zu schrecklich. Einen Vampir hatte ich nicht vor mir, sondern einen Toten.
Er war Bartträger. Das dunkle Haar umgab Kinn und Wangen.
Auch darin klebte das Blut.
Mit einer müden Bewegung wischte ich mir eine Haarsträhne aus der Stirn, kletterte die restlichen Stufen hoch und blieb neben der Öffnung geduckt hocken, wobei ich auch den Geruch wahrnahm, der den Speicher durchzog.
Es roch nach Staub – und nach Blut…
»Kommst du allein zurecht?« rief Marek zu mir hoch.
»Ja, nur hätte ich noch eine Frage. Hat dieser Kierek einen Bart getragen?«
»Stimmt.«
»Dann ist er der Tote.«
»Ist er tatsächlich eine Leiche oder ein Vampir?«
»Moment noch.« Es war mir nicht recht, aber ich mußte es tun, streckte den Arm aus und schob die Oberlippe des Toten zurück.
Keine Vampirzähne. Dieser Mann war wirklich tot und tat nicht nur so, wie mancher Vampir.
Den anderen erklärte ich, daß ich mich auf dem Speicher noch ein wenig umschauen wollte.
»Ich habe hier eine stärkere Lampe«, sagte der Pfähler. »Willst du sie haben?«
»Das wäre gut.«
Er reichte sie mir hoch. Ich war ihm ein Stück entgegengegangen.
»Siehst blaß aus, Junge«, sagte er.
»Kein Wunder.«
Auf dem Speicher mußte ich geduckt gehen. Das Dach war niedrig, aber gut abgedichtet. Durch keine Ritze pfiff der Wind.
Ich fand sehr viel, denn das Dach diente als Abstellkammer. Unter anderem sah ich mit dickem Staub überzogene Flaschen, ferner alte Holzbretter, einige Lumpen, Öllampen, Holzbalken und eine zerbrochene Leiter, über die ich fast gestolpert wäre. Sie lag dicht

neben einem Fenster, das sich in der Schräge befand.

Um es zu öffnen, mußte ich einen Hebel hochschieben. Ich weiß auch nicht, aus welchem Grunde ich das tat, vielleicht um in den Himmel sehen und nach Vampiren schauen zu können. Durch die Scheibe konnte ich nicht blicken, sie war völlig verdreckt.

Auch mußte ich Kraft aufwenden, um das Fenster in die Höhe zu stemmen. Es knirschte. Rost löste sich von der Stange und rieselte nach unten. Sogar auf meinen Schuhspitzen blieb er liegen.

Endlich hatte ich das Fenster hochgedrückt. Kühler Wind traf mein Gesicht und ließ mich schaudern. Ich schaute in den Himmel.

Er zeigte eine seltsame Bläue. Wieder kam es mir vor, als hätte jemand ein gewaltiges Tintenfaß dort oben geleert und die Flüssigkeit verteilt.

Ich schaute genau auf den Mond. Er stand am Himmel wie ein stummer, alles beobachtender Wächter.

Vampire sah ich nicht, auch keine Fledermäuse, aber ich sah, als ich zu Boden schaute, schattenhafte, huschende Bewegungen.

Dort lief jemand herum!

Sofort war ich alarmiert. Wie viele sich dort bewegten, konnte ich nicht sagen, jedenfalls hatten sie nichts Gutes vor, das verriet mir ihre Anwesenheit, die sie zudem, nach meinem Gefühl jedenfalls, vor unseren Augen verbergen wollten.

Außerdem mußten sie wissen, daß wir uns im Haus des Platzwarts befanden. Wahrscheinlich hatten sie uns schon längst eingekreist.

Meiner Ansicht nach mußten wir das Haus so rasch wie möglich verlassen.

Ich wußte nicht, ob sie mich entdeckt und auch gehört hatten, als ich das Fenster öffnete. Es hatte Geräusche gegeben, die sich nicht wiederholen sollten. Aus diesem Grunde ließ ich die schräge Klappe offen.

Leise zog ich mich zurück. Marek und Dragan standen noch immer am Fuße der Leiter. Sie schauten überrascht, als sie mich entdeckten, weil ich einen Finger auf die Lippen gelegt hatte.

Erst als ich unten bei ihnen stand, erklärte ich ihnen, was ich entdeckt hatte.

»Gestalten?« flüsterte der Pfähler.

»Ja, und sie bewegten sich so, als wollten sie nicht gern gesehen werden.«

Der Pfähler lehnte sich zurück und atmete tief aus. Er schüttelte den Kopf, während Dragan zur Tür wollte, von mir aber zurückgehalten wurde. »Nein, nicht so voreilig.«

»Aber wir müssen hier raus!« zischte er. »Schau dich um! Das ist eine verdammte Rattenfalle!«

»Ich weiß!«

»Waren es Vampire oder normale Menschen, John?« fragte mich Marek.

»Tut mir leid, das habe ich in der Eile nicht so schnell erkennen können.« Diesmal ging ich zur Tür. Meine beiden Freunde bauten sich hinter mir im toten Winkel auf.

Ich legte meine rechte Hand auf den Griff, öffnete die Tür, und nichts geschah.

Sollte ich mich geirrt haben?

Nein, ich hatte mich nicht geirrt. Das stellten wir in den nächsten Sekunden fest.

Nicht einmal eine Steinwurfweite entfernt flammte weißbläuliches Magnesiumlicht auf. Es gab der Nacht einen unnatürlichen Schein…

Sofort zog ich mich zurück, denn dieses Licht erreichte mit seinem Ausläufer die Hauswand, so daß wir an der Tür gewissermaßen wie auf dem Präsentierteller standen.

Dragan dachte mit. Er lief zur anderen Seite hinüber, wo sich Fenster befanden.

»Verdammt, hier auch!« rief er. »Die Hundesöhne haben uns eingekreist!«

Ich stand schon nicht mehr an der Tür, sondern schräg neben einem Fenster und peilte nach draußen. Diese Haltungen hatten Westernhelden eingenommen, wenn sie in einem Blockhaus steckten, belagert wurden und sich verteidigen mußten.

Wie ein Held kam ich mir nicht vor, eher wie eine Maus in der Falle. Und dieses Gefühl verstärkte sich noch, als ich plötzlich die Gestalten hinter dem fahlen, bläulich weißen Vorhang in die Höhe wachsen sah.

Es wirkte gespenstisch. Sie schienen aus der Erde gestiegen zu sein. Männer, die längliche Gegenstände in den Händen hielten. Ob es Vampire waren, konnte ich nicht erkennen, jedenfalls wurde meine Kehle trocken, denn die drei Typen planten bestimmt nichts Gutes.

»Hier hinten befinden sich auch zwei Kerle!« meldete Dragan.

»Sind sie bewaffnet?« fragte Marek.

»Scheint so. Die Knarren sehen mir ganz danach aus, als wären es Maschinenpistolen.«

Die Antwort konnte ich nur bestätigen. Den mörderischen Beweis bekamen wir kurz darauf.

Sie schossen.

Die Mündungslichter waren wegen des Lichts so gut wie nicht zu erkennen, aber wir merkten die Treffer.

Die gezielt abgefeuerten Garben hämmerten in und um die Tür herum. Unsere Gegner wußten also oder hatten sich denken können, wo wir uns aufhielten.

Obwohl die dicken Holzwände die Geschosse aufhielten, zogen wir uns zurück. Es gab genügend Möbelstücke, hinter denen wir Deckung

finden konnten.

Da nur an unserer Seite geschossen worden war, war Dragan an seinem Fenster stehengeblieben. Er meldete uns auch ihre Positionen. »Sie haben sich versteckt.«

»Komm zu uns!«

»Weshalb, John?«

»Dann bleib wenigstens vom Fenster weg.«

Ich hatte den Ratschlag kaum ausgesprochen, als erneute Garben aufhämmerten. Diesmal von beiden Seiten und gut gezielt. Als die Fensterscheiben zersplitterten, hörten wir kaum ein Klirren. Wir sahen nur das Glas, das in Splittern am Boden lag. Einige Kugeln pfiffen quer durch den Raum und hackten diesmal von innen gegen die Wände, wo sie steckenblieben.

Auch die Garben verstummten. Kühle Luft drang in das Haus, in dem wir uns wie Mäuse in der Falle vorkamen.

Marek kniete neben mir. Hinter uns stand einer der dicken alten Sessel. »Weshalb haben sie eigentlich nicht gewartet, bis wir draußen waren. Sie hätten uns leicht abknallen können.«

»Das haben sie«, erwiderte ich. »Denk daran, was geschah, als ich die Tür öffnete. Da dachten sie, ich würde kommen. Nur haben sie nicht damit gerechnet, daß ich die Tür wieder zuziehen würde und wir in das Haus tauchen.«

Marek nickte und lachte bitter. »Wenn ich mir vorstelle, wie ich bewaffnet bin? Mit dem Pfahl kann ich Vampire erlegen, aber keine Killer. Die schießen den in Stücke, daß mir die Splitter um die Ohren fliegen. Du hast es da besser, John!«

»Ja, ich habe die Beretta, aber keine MPi.«

»Stellt sich die Frage, was wir uns einfallen lassen?«

»Bisher nichts«, gab Dragan die Antwort. Auf allen vieren kroch er zu uns. Er blutete an der Wange, dort hatte ihn ein Glassplitter erwischt. »Es ist gar nicht schwer, die brauchen sich nur anzuschleichen, ihre MPis durch die zerstörten Fenster zu halten und abzudrücken. Dann sind wir erledigt. Die Killerwaffen streuen, und die Kugeln holen uns von den Beinen.«

Mit dieser düsteren Prognose hatte er ins Schwarze getroffen.

Nicht anders hätte auch ich gehandelt, wenn ich an Stelle der Schießer gewesen wäre.

Nur wußte ich noch immer nicht den Grund. Weshalb hatte man uns hier eingekesselt? Wer war in Rumänien so scharf darauf, uns mit Maschinenpistolen das Lebenslicht ausblasen zu wollen?

Eine Teilantwort auf die Frage gab uns eine kratzig klingende Megaphonstimme, die gegen die Hausfront hallte und auch durch die zerstörten Scheiben an unsere Ohren drang.

»Sinclair, wir haben dich gesehen! Du hockst in der Bude und hast

keine Chance!«

Ich hörte die Stimme und wunderte mich. So verzerrt und kratzig sie sich auch anhörte, sie sprach ein lupenreines Englisch. Es kam für mich nur ein Landsmann in Frage.

Das merkte auch Dragan. »Das ist ein Engländer!«

»Sieht so aus.«

»Dann geht die Aktion sicherlich von London aus«, bemerkte Marek, der wie ich zum Fenster schielte.

»Hast du gehört, Sinclair? Wir wissen Bescheid, und wir sind gekommen, um Schluß zu machen. Rumänien ist genau der richtige Ort für dich, wo du begraben wirst.«

Das konnte ich mir vorstellen. Vielleicht sogar neben Lady X.

Aber noch lebte ich.

»Behaltet ja die Fenster im Auge«, flüsterte ich. »Das Gerede kann ein Ablenkungsmanöver sein, um uns kalt zu erwischen.«

»Geht klar, John«, sagte Dragan.

In der Tat hatten wir es mit einem Ablenkungsmanöver zu tun gehabt. Der Schatten am Eingangsfenster war kaum zu sehen. Dafür der dunkle Lauf der MPi, der durch das Loch geschoben wurde.

Dann hämmerte die Garbe.

Der Kerl am Fenster schwenkte die Waffe, damit sie eine große Streuwirkung bekam. Die Kugeln jagten in den Boden, sie rissen ihn auf. Späne flogen, das Krachen der Waffe zerrte an unseren Trommelfellen, und ich schoß hinein in das Mündungsfeuer.

Meine Position war besser gewesen. Der andere hatte auf gut Glück zielen müssen, da das Fenster für einen sicheren Treffer viel zu hoch lag. Ich traf ihn.

Die MPi verstummte nicht nur, ich hörte auch einen Schrei, dann schwankte die Waffe und fiel.

Nach innen!

»Na bitte«, sagte ich und setzte mich in Bewegung. Geduckt hastete ich auf die MPi zu und riß sie an mich, hörte Wutrufe, und schon begannen die Waffen zu hämmern.

Mit der Beutewaffe rollte ich mich über den Boden, während die Kugeln durch das Fenster flogen und über meinen Kopf hinwegpfiffen. Sie räumten einiges um. Gläser flogen vom Tisch, aus den Regalen holten sie Bücher hervor und zerfetzten auch das Bett.

An der gemauerten Kaminwand prallten sie als böse Querschläger ab. Wir hatten Angst, von den umherirrenden Geschossen getroffen zu werden, denn die platten Kugeln konnten böse Wunden schlagen.

Die erste Wut nach meiner Gegenattacke hatte nachgelassen. Die Killer berieten sich, und wir hörten ihre Stimmen, konnten aber nichts verstehen. Einer der Männer sprach lauter. »Verdammt, der Hund hat mir fast die Schulter zerschossen!«

Das mußte der Kerl gewesen sein, den ich am Fenster gesehen und dessen MPi ich jetzt hatte.

Dennoch hatte sich unsere Lage nicht grundlegend verändert. Mit einer Maschinenpistole konnten wir nicht viel ausrichten. Zudem wollte ich mir den Weg auch nicht freikämpfen, schließlich waren wir keine schießwütigen Söldner. Es mußte eine andere Chance geben, dieser Lage zu entkommen. Daß unsere Gegner die Belagerung fortsetzen würden, stand für mich fest.

»Also, wie kommen wir raus?« fragte ich Marek.

Dragan antwortete. »Du müßtest uns den Weg freischießen, John.«

»Das ist nicht drin.«

»Wieso nicht?«

Ich erklärte ihm die Gründe. »Außerdem wären wir immer auf der Verliererstraße. Hat einer von euch eine andere Idee, wie wir die Killer überlisten können?«

Der Pfähler lächelte und legte mir seine Hand auf die Schulter.

»Überlisten ist gut, John.«

»Was hast du?«

Er deutete schräg nach oben. Dragan und ich folgten dem ausgestreckten Zeigefinger und wußten Bescheid, was sich der alte Marek ausgedacht hatte. Er war wirklich ein Fuchs.

Und seine Idee fand bei uns Zustimmung. Die Leiter war noch ausgefahren. Über sie konnten wir auf den Speicher gelangen und von dort auf das Dach.

»Da werden sie uns nie vermuten«, sagte Marek. »Wenn wir das Dach erreicht haben, verhalten wir uns so lange ruhig, bis die Killer den Bau stürmen. Sind sie drin, versuchen wir zu verschwinden. Die Chance ist zwar nicht groß, aber besser als nichts.«

Marek hatte recht. Weder Dragan noch mir fiel eine bessere Lösung ein. »Dann aber schnell«, sagte ich und stand schon auf.

Wir ließen Marek den Vortritt. Geduckt hasteten wir auf die Leiter zu und blieben neben ihr stehen. Der Pfähler stieg als erster die Sprossen hoch. Trotz seiner alten Knochen bewegte er sich noch erstaunlich flink und war bald auf dem Speicher verschwunden.

Ich deckte beiden mit meiner MPi den Rücken und stieg als letzter die Leiter hoch.

Meine Freunde waren neben dem Toten stehengeblieben. Dragan hatte sich abgewandt. Er sah schlecht aus, das lag nicht allein am hellen Licht der Taschenlampe.

Ich winkte ab und zischte. »Mach die Lampe aus, Marek. Die sehen den Schein sonst durch das offene Fenster.«

»Entschuldigung.«

Um Platz zu haben, schoben wir den Toten zur Seite. Dann zogen wir die Klappe hoch.

Ein leichtes Grinsen konnte ich mir nicht verkneifen. Wenn die anderen jetzt das Haus stürmten und uns nicht vorfanden, würden sie dumm aus der Wäsche gucken.

Marek und Dragan hatten sich zu beiden Seiten des Dachfensters aufgebaut. Es war ziemlich schmal, aber wir würden durchkommen, vorausgesetzt, wir lösten den Hebel, der das Fenster hielt. Die Scheibe würde zurückklappen, wir mußten sie dann eben mit dem Kopf oder der Schulter wieder in die Höhe drücken.

Das besprach ich flüsternd mit den beiden Verbündeten. Wir machten aus, daß Dragan zuerst auf das Dach steigen sollte. Er stemmte sich sofort hoch und wurde von Marek abgestützt, damit er sein Knie anziehen konnte. Ich hielt die Klappe hoch.

Es ging besser, als wir es uns vorgestellt hatten. Zudem war Dragan ziemlich gelenkig, schob auch die Beine nach und blieb flach auf dem nicht allzu schrägen Dach liegen.

»Alles klar«, meldete er.

»Kannst du nach unten schauen?« fragte ich.

»Ich versuche es.« Er drehte sich ein wenig und breitete die Beine aus, damit er mehr Halt bekam.

»Ja, ich kann nach unten sehen. Es ist kaum noch Licht da. Die Feuer scheinen heruntergebrannt zu sein.« Er verschmolz fast mit der dunklen Abdeckung des Dachs. Der Nachtwind fuhr über ihn hinweg und zerwühlte seine Haare.

»Okay, Frantisek, jetzt du!«

Der alte Marek nickte. Sein Alter machte sich bemerkbar. Wesentlich steifer stemmte er sich hoch. Ich mußte bei ihm nachhelfen. Er hatte auch Mühe, sich durch das Fenster zu winden, schließlich gelang es ihm doch, denn auch Dragan Domescu hatte zugegriffen.

»Ich gehöre mittlerweile zum alten Eisen«, beschwerte sich Marek, als er etwas höher auf dem Dach liegenblieb als sein junger Partner.

Ich reichte die Maschinenpistole hoch, weil sie mich beim Klettern zu sehr behinderte.

Marek nahm sie an sich, dann turnte ich hoch und schob mich durch die Luke. Die Scheibe wurde von außen von Dragan festgehalten. Auch ich spürte den kühlen Wind und hörte ebenfalls die Stimmen der Männer. Sie sprachen englisch, was mich nach wie vor wunderte, und sie redeten davon, den Kreis enger zu ziehen und das Haus zu stürmen.

»Aber er hat eine MPi!« sagte jemand.

»Wir heizen ihnen ein.«

»Wie?«

»Weshalb habe ich Tom wohl zurückgeschickt? Er soll das Zeug heranschaffen.«

Was mit dem Zeug gemeint war, erfuhren wir wenig später. Hastige

Schritte erklangen, das Lachen vernahmen wir ebenfalls, und dann erklang ein Gluckern, das sich so harmlos anhörte, für uns aber im wahrsten Sinne des Wortes brandgefährlich werden sollte.

»Verdammt, die wollen die Bude anzünden!« flüsterte Dragan.

Ich hatte die MPi wieder an mich genommen und nickte. »Zum Glück haben wir etwas Zeit, bis die Flammen das Dach erreicht haben. Erst im letzten Augenblick springen, Freunde. Sehr tief ist es nicht. Und auch sofort abrollen, wenn wir den Grund erreicht haben. Klar?«

»Natürlich.«

»Hoffentlich halten das meine Knochen aus«, meinte Marek.

»Beim nächstenmal läßt du dir welche aus Gummi bauen.«

»Klar, dann hüpfe ich wieder zurück.«

»Los, schießt mal!« Der Killerchef gab den Befehl. Jetzt würden die Burschen das Finale einläuten.

Wir hörten das Knattern der Waffen. Die Echos wurden zu uns hochgetragen. Mir kam es vor, als wollten sie den Himmel sprengen. Zum Dach hoch feuerten sie nicht, demnach hatten sie uns noch nicht entdeckt.

Die Chancen stiegen wieder ein wenig…

So schnell wie das MPi-Feuer aufgeklungen war, verstummte es auch wieder.

»Feuer!«

Zischend war die Stimme. Danach folgte ein puffendes Geräusch, als das Benzin anfing zu brennen.

Sofort wurde alles anders. Die Flammen leckten gierig an den Außenwänden hoch. Ihr Widerschein huschte rötlich flackernd über das Dach und zeichnete ein Schattenmuster auf unsere Gesichter.

»Ich komme mir vor wie auf einem Grill«, sagte Dragan.

»Noch ist er ja nicht heiß.«

»Aber ein Bratwürstchen möchte ich auch nicht werden.«

»Wartet hier.«

»Was hast du vor?«

Marek bekam von mir keine Antwort. Flach auf dem Bauch liegend schob ich mich dem Dachrand entgegen. Die Beine hatte ich gespreizt, die MPi hielt ich mit der linken Hand. Es bestand die Gefahr des Abrutschens, denn die Dachpfannen waren feucht geworden. Ich mußte mich sehr vorsichtig weiterbewegen.

Ohne Schaden zu nehmen, erreichte ich den Dachrand mit der schmalen Regenrinne aus Holz. Und ich hörte das Knattern und Fauchen der Flammen. Auch die Hitze merkte ich jetzt. Sie fuhr durch mein Gesicht wie ein feuriger Atem aus der Hölle.

Ich mußte sehen, wie sich die Killer verhielten, deshalb peilte ich vorsichtig über den Dachrand.

Drei sah ich.

Zwei von ihnen standen breitbeinig mit angeschlagenen Maschinenpistolen und starrten auf das brennende Haus. Der dritte hockte am Boden. Er hielt seine rechte Schulter, die von meiner Silberkugel getroffen worden war.

Durch die unnatürliche Helligkeit konnte ich die Kerle besser erkennen, und ich versuchte mich zu erinnern, wo ich sie schon einmal gesehen hatte.

Eine Antwort fiel mir nicht ein.

Die Typen waren mir unbekannt.

Dennoch hatte man sie auf mich angesetzt. Noch einmal schaute ich hin und sah mir die dunkelhaarigen Killer mit den angespannten Körpern an. Irgendwie war mir eine Idee gekommen.

Im Laufe der langen Jahre hatte ich es gelernt, gewisse Killertypen zu unterscheiden.

Ob Söldner, Streetfighter oder welche wie hier mit ihren dunklen Haaren. Das war eine ganz besondere Sorte von Mensch.

Mafiosi!

Ja, so sahen die Mafiosi aus, die sich um die großen Bosse scharten und in ihre Dienste getreten waren.

Und es gab einen Mafiaboß, auf dessen Abschußliste ich ganz oben stand. Der Kerl hieß Logan Costello und wohnte in London.

Konnte es sein, daß er mir seine Schießer auf den Hals geschickt hatte?

Ja, es war möglich, nur wollte mir der Grund nicht einfallen. Der Haß auf mich genügte nicht. Es mußte meiner Ansicht nach ein anderes Motiv dahinterstecken.

Logan Costello war lange Zeit aus dem Rennen gewesen. Sollte sich meine Vermutung bestätigen, mußte es irgendein neues Motiv geben, das ihn zwang, wieder einzugreifen.

Wir würden sehen.

Die Flammen fraßen sich weiter. Sie entwickelten fetten, beißenden Rauch, der mir gegen das Gesicht geweht wurde, so daß er mich gleichzeitig zwang, mich zurückzuziehen. Durch das Benzin gelang es dem Feuer zudem, auch die feuchten Balken der Außenwand in Brand zu stecken.

Ich kroch zurück.

Von allen Seiten quoll der Rauch in die Höhe, wurde vom Wind erfaßt und auch über das Dach geweht, so daß er uns hier ebenfalls traf.

»Lange können wir hier oben nicht mehr hocken«, sagte Marek.

»Wir müssen runter.«

»Warte noch!« keuchte ich.

Der Pfähler hatte ein Taschentuch gegen sein Gesicht gepreßt, um ein Husten zu unterdrücken.

Die unten lauernden Killer riefen sich gegenseitig Sätze zu. Auch von der Rückseite des Hauses hörten wir sie schreien.

»Sie werden bald reif sein! Die Flammen sind schon im Innenraum.«

Da konnte der Kerl recht haben, denn auch durch das Dachfenster stieg der Rauch. Es schloß nicht ganz dicht, so daß er durch die Ritzen kriechen konnte.

»Wo springen wir ab?« fragte Dragan.

»An der Vorderseite.«

»Gut, dann mal zu.«

Marek und Dragan machten es wie ich vorhin. Auf dem Bauche kriechend näherten wir uns der Dachkante. Marek blieb zurück. Er war es aber, der uns warnte.

Unten wurde seine Stimme nicht gehört. Das Fauchen der Flammen übertönte sie, aber wir konnten sie vernehmen.

»Ein Vampir!«

Sofort hielten wir inne.

Ich drehte mich um, Dragan ebenfalls, aber weniger vorsichtig.

Ich hörte seinen leisen Angstruf und sah, daß er rollte. Er würde sich nicht mehr fangen können und über die Dachkante kullern.

Blitzschnell streckte ich meinen rechten Arm. Es war wirklich Glück, daß ich seinen linken Fußknöchel zu fassen bekam, ihn eisern festhielt, so daß es mir gelang, seine Rutschpartie zu stoppen.

»Verflucht, das war knapp!« flüsterte er. »Danke John!«

Ich hörte überhaupt nicht hin und hatte den Kopf gedreht, denn Mareks Warnung war nicht umsonst ausgesprochen worden.

Über uns, vom Rauch umschmeichelt, schwebte ein gewaltiger Schatten.

Eine Vampirfledermaus!

Der Rauch umquirlte ihre Schwingen wie ein grauer Vorhang.

Wir schauten dennoch hin, obwohl der Qualm auch in unsere Augen biß. Wenn sich die Fledermaus auf uns stürzte, sah es böse aus, denn ich konnte es mir nicht leisten zu schießen. Der Abschußknall wäre trotz der fauchenden Flammen zu hören gewesen.

Was tun?

Marek holte seinen Pfahl hervor. Viel würde er damit nicht anrichten können, denn er mußte auf schräger Fläche und im Liegen kämpfen. Jetzt hätte ich mir meinen Dolch gewünscht, aber der war verlorengegangen, verschollen in der Vergangenheit.

Mist auch.

Der Vampir kam nicht näher, so daß sich auch meinem Kreuz keine Chance bot. Er hielt sich in einer Höhe, bewegte nur mehr seinen Flügel, quirlte damit den Rauch durcheinander und wartete ab.

Mareks Gesicht war verzerrt, und es zeigte ein Staunen, als er für einen Moment freie Sicht besaß und den Blutsauger erkannte.

»Verflucht, das ist Bogdanowich! Ich… ich habe ihn genau gesehen!« Rauch trieb vor die unheimliche Gestalt und nahm uns die Sicht.

Mir war jetzt klargeworden, daß die Killer und der gefährliche Blutsauger zusammenarbeiteten. Wirklich eine brisante Mischung, der wir uns zu stellen hatten.

Was tun?

Vampir oder Killer? Das war die Frage, frei nach Shakespeare.

Die Gangster nahmen uns die Entscheidung ab, denn sie hatten zum Sturmangriff auf das brennende Haus angesetzt, in dem es mittlerweile knisterte und knackte, so daß uns klar wurde, daß das Dach irgendwann einkrachen würde.

Wir hörten die Schüsse. Es war ein hartes Knattern. Dazwischen die Schreie der Männer.

Uns war es egal, uns war auch die Fledermaus egal, wir mußten runter vom Dach.

»Jetzt!« Ich gab den Befehl und rollte mich herum. Ein wenig zuviel Schwung hatte ich mir gegeben und mußte aufpassen, daß ich nicht zu weit vorrutschte. Dabei schrammte die Maschinenpistole über die Dachpfannen, verkantete sich, und ich kam aus der Richtung.

Marek rutschte gegen mich. Ich sah sein verzerrtes Gesicht mit den weit aufgerissenen Augen. Er hatte auch Angst um mich, aber ich schaffte es, mich wieder zu fangen. In den Oberschenkeln verspürte ich schon Schmerzen, so weit hatte ich die Beine gespreizt.

Dann lag ich wieder.

Dragan hatte sich am besten gehalten und den Dachrand erreicht.

Die Flammen fauchten höher, er zuckte zurück, wir sahen seinen Körper wie einen Schatten und hörten auch das harte Hämmern der Maschinenpistolen.

»Spring!«

Ich hatte gerufen.

Dragan stützte sich ab. Für einen Moment hockte er unsicher, dann sprang er nach unten.

Im Bruchteil einer Sekunde hatte ich die Befürchtung, daß die Flammenlohen ihn packen würden, danach verschwand er aus meinem Blickfeld. Wir hörten von unten noch keine Reaktion. Hoffentlich hatte man ihn noch nicht gesehen.

Marek und ich sprangen gemeinsam.

Rasend schnell näherte sich der von einem Muster aus Rot und Schwarz überzogene Boden, wir prallten auf, ich sah Marek fallen, rollte mich ebenfalls zur Seite und kam wieder auf die Füße.

Das war geschafft.

Tief atmete ich ein. Es war ein Fehler, denn ich mußte husten. Der Rauch hatte auch sein Gutes. Zudem stand der Wind günstig, so daß der Qualm uns einhüllte wie ein Vorhang.

Neben mir verschwand Marek. Er wollte unter allen Umständen die schützenden Bäume erreichen. Dort waren wir etwas sicherer.

Ich warf einen Blick zum Eingang. Die Maschinenpistole hielt ich im Anschlag.

Die Tür hatte jemand aufgetreten. Sie stand im rechten Winkel zum Eingang und brannte lichterloh.

Ich hörte Schüsse hinter dem Haus und auch in seinem Innern.

Dann trieb, mir wieder eine Rauchwolke entgegen, so daß mir die Tränen aus den Augen quollen.

Auch tauchte die Gestalt eines Mannes auf. Zum Glück wurde der Qualm noch dichter.

Wir sahen uns beide nicht.

Ich gab Fersengeld und sah zu, so rasch wie möglich zwischen die Bäume zu kommen, wo es genügend Deckung gab.

Es war mein Pech, daß ich fast über den verletzten Killer gestolpert wäre. Er hatte sich zurückgezogen, wahrscheinlich waren ihm Qualm und Rauch zu dicht geworden, so daß sie ihm die Luft raubten.

Er sah mich zur selben Zeit wie ich ihn. Der Schrecken spiegelte sich in seinem Gesicht, er wollte schreien, ich hatte den Finger am Abzug und hätte es mir leicht machen können.

Ich war kein Mörder!

Mein Tritt aus dem Sprung traf ihn in dem Moment, als er schreien wollte. Er mußte ein »Glaskinn« haben, denn er kippte nach hinten und blieb liegen.

Das war erledigt.

Eingehüllt von trägem Qualm und fettem Rauch rannte ich weg von diesem brennenden Holzhaus. Mich wunderte nur, daß die anderen Campinggäste noch nichts bemerkt hatten. Es konnten sich doch nicht nur Killer auf diesem Platz versammelt haben.

Meine beiden Freunde warteten schon. Sie sahen mich zuerst und riefen nach mir.

Drei Sekunden ließen wir uns Zeit. Frantisek Marek hatte den Sprung gut überstanden, Dragan nicht so sehr.

»Bin falsch aufgekommen«, knirschte er und hob sein linkes Bein.

»Irgendwas ist mit dem Knöchel!«

»Kannst du laufen?«

»Ich muß. Was meinst du, wie ich rennen kann, wenn mir die Killer im Nacken sitzen.«

Das konnte ich mir gut vorstellen.

Den Weg zum Platz kannten wir. Zudem rechneten wir damit, von dem Blutsauger verfolgt zu werden. Das trat nicht ein. Wir kamen sehr gut weg und erreichten den Platz, ohne daß wir entdeckt worden wären.

Marek blieb stehen und schnappte nach Luft. »Meine Güte!« keuchte

er. »Soviel Glück haben wir nicht immer.«
»Kannst du wohl sagen«, gab ich ihm recht.
»Und jetzt?«
Ich schaute Dragan an. Verzerrt war sein Gesicht. Auch die Haut geschwärzt, aber seine Augen leuchteten.
Ich hob die Schultern. »Was bleibt uns denn? Zurück zum Wagen.«
»Sollen wir uns da verbarrikadieren?«
»Nein«, sagte Marek. »Ich wäre dafür, wenn wir fahren.«
»Und wohin?«
»Junge.« Marek legte Dragan eine Hand auf die Schultern. »Denk doch mal nach. Ich habe in dem Vampir Boris Bogdanowich erkannt. Erinnere dich an seinen damaligen Plan. Hat er nicht versucht, Lady X zu befreien?«
»Klar.«
»Und diesen Vorsatz hat er nicht aufgegeben, das kannst du mir glauben. Er wird, wenn mich nicht alles täuscht, sich Petrila als Ziel ausgesucht haben. Dort liegt die Scott begraben, und da muß er einfach hin, wenn ihr versteht.«
Wir verstanden sehr wohl. Mareks Vermutung war nicht abwegig. Ich hätte an Bogdanowichs Stelle nicht anders gehandelt. Hinzu kam, daß er noch Unterstützung besaß.
Mir war allmählich klargeworden, daß dieser Campingplatz eine große Falle für uns hatte sein sollen. Fast wäre es den anderen auch gelungen, uns zu vernichten.
Das laute Fauchen der Flammen war hinter uns zurückgeblieben.
Nur mehr ein leises Brausen vernahmen wir und sahen im Dunkel der Nacht über dem Haus einen Glutball am Himmel.
Er stand nie ruhig, sondern zuckte und tanzte, wobei dicke, fette Schwaden ihn durchzogen.
»Gehen wir!«
Dragan humpelte ein wenig, wollte sich von mir nicht stützen lassen, er biß die Zähne zusammen.
Wir waren vorsichtig. Auch als wir das Wohnmobil erreichten, ließ diese Vorsicht nicht nach.
Marek kam auf die Idee, die Reifen zu untersuchen. »Ich traue den Hundesöhnen nicht. Vier Stiche mit einem scharfen Messer, und wir kommen nicht weiter.«
Zum Glück hatten sie es nicht getan. Dragan war schon eingestiegen, während ich draußen mit der MPi sicherte.
»Was machen wir denn mit dem Vampir?« fragte der junge Rumäne.
Mitnehmen wollten wir ihn nicht. Wir holten ihn aus dem Wagen und legten ihn zur Seite. Dann stiegen auch Marek und ich ein.
Es lag auf der Hand, daß ich nicht fahren würde. Marek ebenfalls nicht, so brauchten wir nicht erst lange zu reden, denn das Steuer

wurde von dem Besitzer übernommen.

Er saß schon in der Fahrerkabine, während Marek die hintere Tür neben der Dusche abschloß.

Ich klemmte mich auf den zweiten, sehr breiten Sitz. »Wie sieht es mit dem Sprit aus?« fragte ich.

»Du kannst es Zufall nennen, John, aber ich habe noch vor kurzem vollgetankt.«

»Kommen wir damit bis Petrila?«

»Und zurück.«

»Das ist gut.«

Ich drehte den Kopf nach rechts und schaute durch die Seitenscheibe. Der Himmel über dem Blockhaus schien zu brennen. Die Flammen hatten auch das Dach zerstört. Frei konnten sie in die Höhe lodern, wie lange, gierige Arme und Finger mit feurigen Spitzen. Dazwischen wurden vom Druck brennende Holzteile in die Höhe geschleudert. Sie wirkten wie rote Raketen.

Dragan klemmte sich eine selbstgedrehte Zigarette zwischen die Lippen. »Sie dürften inzwischen bemerkt haben, daß wir verschwunden sind. Stellt sich die Frage, wie sie reagieren?«

»Es gibt nur eine Antwort. Die kommen her zum Campingplatz.«

»Wo wir wie auf dem Präsentierteller liegen«, meldete sich Marek.

»Nicht mehr lange«, erwiderte Dragan Domescu und startete. Der Motor sprang sofort an, ein gutes Zeichen, wie ich meinte. Dragan schaltete die Scheinwerfer ein.

Lange Lichtlanzen stachen helle Tunnels in die Finsternis. Sie strichen über ein Zelt, dessen große Eingangsklappe offenstand, so daß sie auch in das Innere leuchteten.

Ich sah die beiden Körper dort in einer seltsamen Haltung liegen.

Auf einmal wurde mir die Kehle eng. Sollten diese Hundesöhne die anderen Gäste umgebracht haben, nur um uns zu erwischen?

Das mußte ich feststellen.

Schnell öffnete ich die Tür. Dragan rief mir etwas hinterher. Ich achtete nicht darauf, rannte auf das Zelt zu und stand wenig später neben den beiden Menschen.

Ein Mann und eine Frau waren es. Sie trugen Trainingsanzüge.

Nirgendwo sah ich Blut.

Ich beruhigte mich einigermaßen. Ich kniete mich neben sie und startete eine kurze Untersuchung. Beide lebten, so daß mir ein Stein vom Herzen fiel. Man hatte sie nur betäubt.

Wahrscheinlich war dies auch mit den anderen Campern geschehen. Wie die Killer dies geschafft hatten, wußte ich nicht. Zudem spielte es keine Rolle, wir mußten hier erst einmal weg.

Ich lief wieder auf den Wagen zu und wurde geblendet, denn er kam mir bereits entgegen. Die Tür war noch offen. Ich packte sie und

schwang mich in die Kabine.

»Mensch, John, die haben uns entdeckt!«

Das hatten sie tatsächlich. Als Dragan das Wohnmobil in eine Kurve zog und die Scheinwerfer schwenkten, sahen wir im ausufernden Licht die beiden Gestalten.

Sie tauchten sofort weg und schossen.

Dragan reagierte ausgezeichnet. Er zog das Fahrzeug nach links, so daß die Kugeln vorbeipfiffen. Dann jagte er in eine breite Gasse hinein, die rechts und links von Zelten flankiert wurde.

Wir kamen durch, geschossen wurde auch nicht mehr, da wir uns zu unseren Gegnern hin in einem toten Winkel befanden.

Dragan Domescu lachte. »Geschafft!« rief er und schlug mit beiden Händen auf das Lenkrad.

Ich schaute ihn schräg an. Meine Antwort dämpfte seinen Optimismus um mehr als die Hälfte. »Bist du sicher?«

Er schwieg und fuhr weiter.

Ich hielt es nicht lange im Führerhaus aus und ging in den Wagen, wo mein Freund Marek wartete.

Er hatte sich an einen Tisch gesetzt, einen kleinen Spiegel gefunden und reinigte sein Gesicht mit einem Tuch. »Wie läuft es?« fragte er mich.

Ich setzte mich ihm gegenüber. Es brannte nur eine Lampe. Deren Schein reichte soeben aus, um alles erkennen zu können. »Erst einmal sind wir weg.«

»Das stimmt. Aber ich hörte Schüsse.«

»Ja, sie haben uns entdeckt.«

»Dann werden Sie uns auch verfolgen.«

»Davon können wir ausgehen.«

Marek runzelte die Stirn. »Ich bin kein Autofachmann. Deshalb frage ich dich, wie hoch die Geschwindigkeit dieses Wohnmobils wohl sein könnte. Hast du eine Ahnung?«

»Auch nicht.«

»Wir werden wohl kaum bis Petrila kommen, ohne daß die anderen uns einholen. Damit mußt du rechnen.«

»Fahren wir über eine Autobahn?«

Marek lachte mich aus. »Eine dumme Frage, John, hier gibt es keine Autobahn.«

»Damit steigen unsere Chancen ja.«

»Wieso?«

»Ganz einfach. Auf normaler Straße können auch die anderen nicht jagen. Und ich weiß, daß die Strecke nach Petrila kurvenreich ist. Bin ja nicht zum erstenmal in Rumänien.«

»Du, das stimmt.«

»Also war die Frage nach der Autobahn doch nicht so dumm.«

»Nein.« Marek lächelte und schaute dabei auf die Maschinenpistole, die ich auf den Tisch gelegt hatte. »Außerdem könnten auch wir uns verteidigen.«

»Gegen diese Übermacht?«

Marek holte seinen Flachmann hervor und entkorkte ihn. »Weißt du eigentlich, mit wie vielen Killern wir es genau zu tun haben, John?«

»Nein.«

»Es sind fünf.«

»Das nimmst du an. Die können auch mit einer halben Armee gekommen sein. Ich wäre da nicht so sicher.«

»Da ich Optimist bin, gehe ich von fünf oder ›viereinhalb‹ Killern aus. Der eine ist ja verletzt worden.«

»Ich hoffe, daß du recht hast.«

»Außerdem passen auch fünf in einen Wagen.«

Ich wollte dem guten Marek die Hoffnung nicht nehmen und stand auf. »Ich geh' wieder zu Dragan.«

Es war gar nicht so einfach, das Gleichgewicht während der Fahrt zu halten. Zwar waren die Kurven noch nicht extrem scharf, aber vorhanden, und das bekam ich zu spüren, als ich von einer Seite auf die andere geschoben wurde.

Dragan hockte leicht vornübergebeugt hinter dem Lenkrad. Er war nicht entspannt und schaute durch die große, tief heruntergezogene Frontscheibe nach draußen, wo das unnatürlich bleiche Licht der Scheinwerfer Löcher in die Finsternis riß.

Noch war die Straße asphaltiert und auch relativ breit. Nicht mehr lange, es würde sich ändern, sobald wir in die Berge fuhren.

Ihre Ausläufer hatten wir bereits erreicht.

Hin und wieder zuckte Dragans Mund.

»Hast du was?« fragte ich den jungen Rumänen.

»Obwohl ich es nicht gerne sage, ja, John, ich habe etwas.«

»Raus damit.«

»Es ist mein rechter Fuß. So ein verdammter Mist. Als ich noch unter Spannung stand, habe ich ihn kaum gespürt. Jetzt aber brennt er von Minute zu Minute schlimmer. Ich habe das Gefühl, als würde der Knöchel von Flammen umtanzt. Hat ja keinen Sinn, es dir zu verheimlichen.«

Daß Dragan mir so etwas mitteilte, gefiel mir überhaupt nicht. Ein verstauchter oder angebrochener Knöchel konnte zu einem großen Hindernis werden und einen Menschen stark beeinträchtigen.

»Kannst du noch fahren?«

»Sicher!«

»Ehrlich?«

»Ja, ich sage dir schon Bescheid, wenn du mich ablösen sollst. Bis Petrila muß ich durchhalten.«

»Das hoffe ich für uns. Marek kann den Wagen nicht fahren, und ich muß mich um die Verfolger kümmern.«

»Wovon ich einen schon entdeckt habe!«

»Wen?«

»Den Vampir!« Er hob die Schultern. »Da tauchte plötzlich ein Schatten auf. Ich sah ihn im Licht der Scheinwerfer. Wir werden mit ihm vielleicht Ärger bekommen. Oder meinst du nicht, daß er versuchen wird, uns zu stoppen?«

»Weiß ich nicht. Vielleicht begleitet er uns auch nur bis Petrila. Möglich ist alles.«

»Stimmt.«

Konnte ich überhaupt davon ausgehen, es nur mit einem Blutsauger zu tun zu haben? Wohl kaum, denn ich wußte, daß die Sippe der Bogdanowichs ziemlich groß war. Über die genaue Anzahl der Mitglieder war mir nichts bekannt, aber Boris, der Anführer und Sippen-Chef, würde schon einiges auf die Beine bekommen, dessen war ich mir sicher.

Dragan mußte mit der Geschwindigkeit runter, weil eine Kurve erschien. Sie war ziemlich lang. Ich wurde gegen die Tür gedrückt.

»Sag mal, Dragan, hast du in den letzten Monaten irgend etwas in Petrila entdeckt, das dir ungewöhnlich vorgekommen ist?«

»Nicht daß ich wüßte. Hätte ich es denn sollen?«

»Nein, nein, das nicht. Nur dachte ich soeben daran, wo es einen Platz geben könnte, an den sich die Sippe zurückziehen kann. Und mir fiel das Schloß des Vampir-Barons ein.«

»Das weiß ich nicht.«

»Könnte es leer stehen?«

»Noch.«

»Es wäre ein idealer Unterschlupf. Wer traut sich schon dahin? Die Menschen haben Angst, das weiß ich auch. Die Bewohner von Petrila leben unter einem fürchterlichen Vampirdruck. Sie werden mit ihrem Erbe einfach nicht fertig, weil sie mit immer neuen Greueltaten konfrontiert werden. Es ist nicht einfach.«

»Sollte alles glatt ausgehen, John, werde ich mir das Schloß mal anschauen.«

»Da sagst du was. Wie sieht es mit anderen Verfolgern aus? Hast du Wagen bemerkt?«

»Nein, schau selbst in den Außenspiegel.«

Ich drehte den Kopf.

In der Spiegelfläche sah ich nur die Dunkelheit und ein paar, runde, wellige Hügelkuppen. Aber kein Licht. Auch der Campingplatz lag schon weit zurück, so daß ich den feurigen Schein am Himmel ebenfalls nicht mehr sehen konnte.

»Wäre schön, wenn sie aufgegeben hätten«, meinte Dragan.

Daran wollte ich nicht glauben. Mafiosi kämpften bis zum letzten Funken Leben, das wußte ich. »Gibt es noch einen anderen Weg nach Petrila als diesen, den wir fahren?«

»Ja, aber das ist der beste. Einen anderen zu nehmen, wäre Irrsinn. Die Straßen sind zu schlecht. Zudem hat es geregnet, da wird der Weg schlammig sein, und das werden wir auch noch zu spüren bekommen, wenn der Asphalt mal aufhört.«

»Ich danke dir.«

»Willst du wieder zurück?«

»Ja, Marek wird auf die Neuigkeiten warten. Wenn du nicht mehr fahren kannst, laß es mich wissen.«

»Mach ich.«

Der Pfähler erwartete mich tatsächlich. Fragend schaute er mich an. Nickend nahm ich Platz.

»Wir werden verfolgt, nicht?«

»So ist es, Frantisek. Zumindest von deinem speziellen Freund, Boris Bogdanowich.«

Marek deutete mit dem Finger zum Ausgang. »Der, John, wird niemals aufgeben. Ich kenne die Blutsauger. Wenn sie einmal Rache geschworen haben, lassen sie nicht locker. Es sei denn!« Er nahm seinen Eichenpflock und stieß ihn in die Luft. »Du killst sie.«

»Was uns bei Boris nicht gelungen ist.«

»Leider, John, leider. Zudem ist er auch nicht zurückgekehrt nach dieser Sache im Vampir-Expreß. Du glaubst nicht, wie sehr ich auf ihn gelauert habe. Ich stand nachts auf dem Friedhof, habe die Gegend unsicher gemacht, bin durch die Wälder geschlichen, aber gesehen habe ich ihn nicht.«

»Auch keinen anderen Vampir?«

»Nein, wie ausgestorben, einfach leer. Die Monate sind so dahingegangen. Ich hatte ja Dragan als Helfer, aber auch er hat sie nicht entdeckt. Wahrscheinlich haben sie lange gebraucht, um einen neuen Plan auszuklügeln, den sie jetzt in die Tat umsetzen.«

»Zusammen mit Killern.«

Marek schlug mit der Faust auf den Tisch. Sein weißgraues Haar war zerwühlt. Einige Strähnen hingen ihm in die Stirn. »Wobei ich mich frage, wie die Blutsauger an die Killer kommen.«

»Das kann ich dir sagen.«

»Du weißt es?«

»Zumindest ahne ich es.« Marek hörte sehr gut zu, als ich ihm von Costello berichtete und dessen Verbindungen zur ehemaligen Mordliga. »Als Doktor Tod nicht mehr war, hatte Lady X die Führung übernommen und auch ihn mit in ihre Pläne einbezogen.«

»Da hat er zugestimmt?«

Ich mußte lachen. »Es ist ihm schwergefallen, das weiß ich. Auch

deshalb, weil Lady X eine Frau war. Aber was sollte er machen? Sie als Vampirin war immer stärker als er, verstehst du?«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Und dann wurde Lady X erledigt. Costello hatte seine Ruhe, die nicht lange andauerte. Frantisek, ich habe mir die Killer anschauen können. So sehen Mafiaschießer aus, glaub es mir.«

»Wie kommt Boris auf Costello?«

»Das weiß ich nicht genau, ich kann wieder nur raten. Er hat sich mit mir beschäftigt. Dann ist es leicht herauszufinden, wer in London mein Feind ist. Boris wird ihm einen Besuch abgestattet und unter Druck gesetzt haben. Außerdem gibt es einen besseren Köder für ihn als mich, den Geisterjäger?«

»Nein, John.«

Ich schlug die Handflächen auf den Tisch. »Da haben wir es. Es ist alles sehr einfach.«

»Scheint mir auch so.« Marek stand auf. »Jedenfalls haben wir sie jetzt im Nacken.« Er ging zum Kühlschrank, der neben dem Kocher stand. »Möchtest du etwas essen?«

»Danke, keinen Hunger.«

»Ich aber.« Der Pfähler öffnete die Tür, schaute, was der Schrank zu bieten hatte, und kam mit einer Salami zurück. Einen Kanten Brot hatte er auch gefunden, ein Messer trug er bei sich und säbelte damit Scheibe für Scheibe von der Wurst ab.

Zwischendurch nahm er einen Schluck von seinem Selbstgebrannten. Ich schaute ihm zu und lächelte. Es gibt auf dieser Welt und in dieser Zeit leider nur noch wenige Originale. Marek gehörte dazu.

Er war ein Original im besten Sinne. Es störte ihn auch nicht, daß er Schmatzgeräusche abgab, er machte einen zufriedenen Eindruck.

So lange, bis er den dumpfen Laut vom Dach her hörte. Da saß er plötzlich starr, hielt das Messer in der rechten Hand und die Salami in der linken. Auch ich hatte das Geräusch vernommen. Wie Marek schielte ich gegen die Decke.

»Ich glaube, John, da ist jemand gelandet«, sagte Frantisek. Er ließ Messer und Wurst sinken.

Die Befürchtung hatte ich auch. »Hör zu, Frantisek. Du sagst Dragan Bescheid, daß er langsamer fahren soll. Klar?«

»Sicher. Und was machst du?«

»Ich schaue mich auf dem Dach um. Vielleicht treffe ich dort unseren Freund Boris…«

»Sei nur vorsichtig«, flüsterte der Pfähler und schaute mir zu, wie ich die MPi ergriff und mit dem Kreuz auf der Brust zur Tür ging…

Ich öffnete sie. Es war nicht einfach, weil ich gegen den Fahrtwind anstemmen mußte. Schließlich schwang sie herum und blieb auch in dieser Stellung.

Rechts neben der offenen Tür führte eine Aluleiter auf das Dach des Wohnmobils. Sie war durch Nieten mit der Karosserie verbunden. Um das Dach herum lief ein kniehohes Gestänge, denn das Wohnmobil konnte auch auf seiner Oberseite mit Gepäck beladen werden.

Zwei Vorteile für mich, leider auch für den anderen. Riskant war mein Plan ein für allemal.

Noch kletterte ich nicht und schaute nach unten. Die dunkle Fahrbahn huschte unter meinen Füßen weg, wie ein schnell fließender Bach aus schwarzem Wasser.

Auch war der Wagen nicht langsamer geworden. Ich beugte mich etwas vor, hielt mich dabei an einer innen angebrachten Stange fest und schaute in die Höhe.

Den Vampir sah ich nicht.

Dafür lief zweimal ein Ruck durch das Fahrzeug. Ein Beweis dafür, daß Dragan das Tempo gesenkt hatte.

Ich wollte klettern.

Den rechten Fuß setzte ich schräg auf eine Sprosse, hielt mich fest und schwang herum. Genau an dieser Stelle fing sich der Fahrtwind und ließ meine Kleidung knattern. Die Haare wurden mir ins Gesicht und vor die Augen geweht. Ein Zeichen, daß sie zu lang waren.

Geduckt kletterte ich hoch. Die Maschinenpistole hing mit ihrem Lederriemen über meiner Schulter. Im Prinzip brauchte ich sie nicht, sie war nicht mit geweihten Silberkugeln geladen, aber ich konnte sie auch als Schlagwaffe benutzen.

Die Kletterei ging gut, besser sogar, als ich gedacht hatte. Ich kam in die Höhe, hatte auch den Kopf zurückgelegt und schaute in den düsteren Himmel.

Wir befanden uns schon im Bereich der Berge, wo sich die Wolken zusammenballten und das Sternenlicht verschluckten.

Es war verdammt düster.

Und dann sah ich das Gesicht.

Die Fratze tauchte am Rand auf, haßentstellt und mit seltsam hellen Augen, zerzausten Haaren und einer grauen Leichenhaut. Ein offener Mund, zwei spitze Zähne, ja, das war Boris.

Sein wütendes Fauchen wurde vom Wind weggeweht. Aber er stieß eine Hand vor und packte in meine Haare.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Instinktiv klammerte ich mich fester an den Leiterrand und mußte die nächste Attacke voll nehmen. Er drückte zuerst meinen Kopf zurück, bevor er ihn nach vorn zog und ich mit der Stirn gegen eine Leitersprosse hämmerte.

Auch den nächsten Treffer bekam ich mit. Diesmal fuhr ein stechender Schmerz durch meine Nase. Etwas Warmes rann hervor.

Blut!

Wenn das so weiterging, hatte ich schon verloren, bevor es

überhaupt anfing.
Der Vampir wechselte seine Taktik. Er hielt mich wohl für stärker angeschlagen, als ich es tatsächlich war, löste seine Hand aus meinen Haaren und wollte mir das rechte Gelenk herumdrehen, damit ich die Stange nicht mehr halten konnte.
Ich hielt eisern fest, löste dafür die linke Hand, ballte sie zur Faust und rammte sie hoch.
Volltreffer.
Der Vampir verspürte keine Schmerzen. Der Druck aber reichte.
Er schleuderte ihn zurück, so daß er aus meinem Blickfeld verschwand.
Jetzt hatte ich Zeit.
Und die nutzte ich aus. So rasch wie möglich überwand ich die letzten Sprossen, erreichte den Dachrand und schwang mich darüber hinweg.
Der Vampir lag nicht mehr auf dem Rücken, er stand auch nicht, sondern war im Begriff, sich zu erheben.
Und Dragan fuhr.
Er lenkte den Wagen in eine Kurve. Sehr vorsichtig, dennoch traf mich die Fliehkraft. Vielleicht hätte er stoppen sollen, so wurde ich zur Seite geworfen und gegen das rechte Außengitter gedrückt, wo ich mich einigermaßen halten konnte.
Auch der Vampir hatte den Gesetzen der Physik gehorchen müssen, und er traute sich nicht, mich anzugreifen, denn er starrte aus seinen großen Augen das Kreuz an.
Dunkel war er gekleidet, wie es sich für einen Blutsauger seiner Art gehörte.
Einen verbissenen Eindruck machte er, seine Hände öffneten und schlossen sich.
Sollte ich mein Kreuz aktivieren?
Nein, wir hatten keinen direkten Kontakt, außerdem besaß ich die Beretta. Mit ihr konnte ich den Gegner ebenfalls erledigen.
Noch befanden wir uns in der Kurve. Mir fiel es schwer, die Waffe zu ziehen, und auch der Vampir merkte, was ich vorhatte und daß dieses Vorhaben ihm gefährlich werden konnte.
Er reagierte auf seine Art und Weise.
Bevor ich die Beretta noch aus der Halfter gezogen hatte, stemmte er sich hoch, schrie mich an und warf sich zur Seite, über die Dachkante des Fahrzeugs hinweg.
Das letzte, was ich von ihm sah, war das Flattern der Kleidung, dann war er weg.
Ich ließ die Pistole stecken, kniete mich hin, klammerte mich fest und schaute nach unten.
Ja, ich sah ihn noch einmal. Er rollte über die Fahrbahn und

verschwand im Straßengraben. Dann waren wir auch zu weit weg, als daß ich ihn hätte noch sehen können.

Dennoch war ich sicher, daß er nicht aufgegeben hatte. Die nächste Attacke kam bestimmt.

Ich schaute wieder nach vorn. Von meinem Standort also zurück.

Die Straße war enger geworden. Sie kam mir vor wie eine Schlucht.

Rechts und links wuchsen bewaldete Hänge in die Höhe. Ich hörte das Rauschen der Bäume. Manchmal bewegten sich die Kronen wie geisterhafte Wesen.

Wir fuhren weiterhin durch die Nacht. Ich suchte den Himmel ab.

Sah keinen Vampir, nur die Schwärze, in die sich die dunklen Wolken eingebettet hatten.

Meine Nase schmerzte. Die Blutung hatte aufgehört. Mit einem Taschentuch säuberte ich notdürftig die Lippen und das Kinn.

Den Vampir hatte ich nicht entdecken können. Dafür jedoch etwas anderes.

Scheinwerfer! Wenn die Sicht einigermaßen frei war, konnte ich sie ab und zu aufblitzen sehen. Es stand für mich fest, daß wir es mit einem Verfolger zu tun hatten.

Es hätte mich auch gewundert, wenn die Killer aus England so schnell aufgegeben hätten.

Was war zu tun?

Zunächst mußte ich eine Antwort geben, denn ich hörte Mareks Stimme. Er schrie gegen den Fahrtwind an. »John, was ist geschehen?«

»Der Vampir war hier!«

»Das habe ich gesehen – und?«

»Ich habe ihn nicht erwischen können. War nicht einfach auf dem verdammten Dach.«

»Was willst du tun?«

»Abwarten, Marek. Schau mal nach hinten. Da sind hin und wieder Lichter. Die Kerle haben nicht aufgegeben.«

Ich hörte den Fluch des Pfählers. Dann seine Bitte an mich, wieder runterzusteigen.

Genau das wollte ich nicht. »Nein, Frantisek, ich bleibe oben!«

Er mußte die Antwort erst verdauen. »Bist du denn verrückt geworden, John?«

»Wieso?«

»Die knipsen dich ab!«

»Ich habe auch eine MPi. Und sag Dragan, daß er ruhig etwas mehr Tempo machen kann. Ich finde hier schon Halt. Dann schließ die hintere Tür, damit sie euch die Garben nicht in den Wagen blasen können. Alles verstanden?«

»Ja, du Wahnsinnsknabe.«

»Danke.«

»Viel Glück noch.«

Marek donnerte die hintere Tür so hart zu, daß ich den Schlag trotz der Fahrtgeräusche vernahm. Bis er Dragan erreicht und ihm meine Anordnungen mitgeteilt hatte, blieb mir nicht viel Zeit. Wie schon auf dem Hausdach legte ich mich auch hier flach auf den Boden, hob die Maschinenpistole ein wenig an und steckte den Lauf in den freien Raum zwischen zwei Stäbe des umlaufenden Gitters.

Die Beine hatte ich gespreizt, die Ellenbogen stützte ich ab. Das war die beste Haltung.

Meine Nase schmerzte. Zum Glück blutete sie nicht mehr. Auch von dem überraschenden Nackenschlag am Bach war kaum noch etwas zu merken, nur wenn ich mich schnell bewegte. Im Laufe der Zeit schien ich wirklich härtere Knochen bekommen zu haben.

Dragan beschleunigte.

Ein Ruck fuhr durch das Wohnmobil und verschonte, auch mich nicht. Ich wurde nach vorn gepreßt, dann wieder nach hinten und mußte Sekunden warten, bis ich mich auf die neue, höhere Geschwindigkeit eingestellt hatte. Anschließend ging es besser, als ich dachte. Allerdings nur, weil die Strecke ziemlich gerade war.

Die Kurven würden noch früh genug kommen.

Aufgegeben hatten die Verfolger nicht. Im Moment sah ich sie nicht, aber wenn sie auf die Gerade kamen, durch die wir fuhren, würde das Restlicht der Scheinwerfer sicherlich unser Wohnmobil erreichen.

Meine innere Spannung stieg. Der Fahrtwind umtanzte und umklammerte mich. Ich hatte mich so flach wie möglich gemacht. Zum einen wollte ich dem Wind wenig Widerstand bieten, zum anderen sollten mich meine Feinde so spät wie möglich entdecken.

Jetzt schossen sie aus der Kurve. Noch schwenkten die Lichtstrahlen in eine andere Richtung. Als der Wagen die Gerade unter seine Räder nahm, stachen sie direkt nach vorn, und sie trafen das Heck unseres Fluchtfahrzeugs.

Bestimmt hatten die Killer vor Freude geschrieen, jedenfalls drückten sie auf die Tube, und ihr Fahrzeug wurde verdammt schnell. Zu schnell für meinen Geschmack. Sie holten auf, was sie konnten.

Auch Dragan Domescu mußte sie in den Spiegeln bemerkt haben.

Er steigerte das Tempo nicht. Vielleicht schaffte er nicht mehr, zudem ging es jetzt bergauf. Auch wurde die Straße schmaler. Das sah mir alles nach einer Paßzufahrt aus.

Es war wirklich wie im Kino. Besser konnte es auch Spielberg in seinem spannenden Streifen nicht zeigen.

Sie kamen näher.

Ich konnte leider nicht viel erkennen. Zwar blendete mich das Licht nicht direkt, doch ob eine Scheibe nach unten gekurbelt war, sah ich auch nicht. Nach Mafiaart würden sie aus dem fahrenden Wagen

schießen, und das Ziel war kaum zu verfehlen.
Sie wollten ganz auf Nummer Sicher gehen, denn immer dichter kamen sie heran.
Hatten sie mich gesehen?
Ich versuchte, den Lauf der Maschinenpistole so ruhig wie möglich zu halten. Mit ihren eigenen Waffen wollte ich sie schlagen.
Dabei kam mir sicherlich das Moment der Überraschung zugute.
Trotz des Scheinwerferlichts sah ich das Mündungsfeuer. Es blitzte am Beifahrerfenster auf. Gleichzeitig fiel der Verfolgerwagen ein wenig zurück, und ein Körper lehnte sich aus dem freien Raum des Beifahrerfensters…

***

Am Steuer saß Mario Forca. Er hatte die Leitung des Unternehmens bekommen und wollte alles dransetzen, seinen Boß Costello nicht zu enttäuschen.
Der erste Anschlag war fehlgeschlagen. Das hatte Forca tief getroffen und in seiner Mafioso-Ehre gekränkt. Normalerweise hätten die Kerle nicht entwischen dürfen, aber dieser Sinclair war ein Mann mit den sieben Leben einer Katze. Der fand immer wieder einen Ausweg.
Damit war Schluß, das hatte sich Forca vorgenommen!
Eiskalt ging er die Sache an. Daß die Flüchtlinge einen gewissen Vorsprung bekamen, interessierte ihn nicht. Den würden sie früh genug einholen. Zudem hatten sie einen dämonischen Helfer.
Nach der Flucht besprachen sie sich und kamen zu dem Entschluß, sich aufzuteilen.
Drei Männer, unter ihnen der Verletzte, sollten auf normalem Weg die Verfolgung aufnehmen. Die anderen beiden nahmen den Geländewagen, einen grünen Toyota, und würden eine andere Strecke fahren. Irgendwo trafen beide Straßen zusammen.
Falls die ersten Verfolger in ihrem Ford Granada es nicht geschafft hatten, würde das Wohnmobil in die Falle der zweiten fahren.
So simpel war alles.
Aber Forca hatte die Strecke unterschätzt. Auf der Karte sah sie gut aus, in Wirklichkeit konnte man sie nur mehr mit einer Piste vergleichen. Es gab keinen Asphalt, nur mehr Steine und Schotter, so daß selbst der Geländewagen seine Mühe hatte. Manchmal hüpfte er wie ein Känguruh. Die beiden Mafiosi hatten in den letzten Monaten nie so stark geflucht wie auf dieser Fahrt.
Und der Wagen hüpfte weiter. Neben Forca saß Riley Brabano, ein Experte für Messer, der es dennoch nicht geschafft hatte, Sinclair umzulegen. Dafür hatte er sich einiges anhören müssen, und auch jetzt schimpfte ihn der dunkelhaarige Forca aus.
»Wegen dir Idiot müssen wir die Strecke fahren. Es hätte schon alles

erledigt sein können.«

»Dann wären uns die anderen entwischt«, lautete die lahme Entschuldigung.

»Unsinn. Die hätten wir auch bekommen.« Mario Forca holte tief Luft. »Ich will nicht, daß wir uns noch einmal so blamieren. Auf dem Campingplatz hat alles so gut geklappt. Der Platzwart hat mitgespielt und den Leuten das Schlafmittel im Bier verkauft und jetzt…«

»Ist ja schon gut.«

Riley Brabano wußte, daß er einen Fehler gemacht hatte. Er ärgerte sich darüber. Manche nannten ihn den Totenschädel, so knochig war er. Dünne Haarsträhnen gingen bis in die Augen, und nur seine Finger fielen aus dem Rahmen. Sie waren nicht nur lang, auch sehr geschmeidig.

Messerhände!

Mario Forca war das glatte Gegenteil. Groß, kräftig mit dichtem dunklem Lockenhaar. Mit seinem wulstigen Gesicht hätte er in jedem Mafiafilm eine gute Rolle abgegeben. Erst seit vier Monaten stand er in Costellos Diensten und hatte sich als Geldeintreiber und »Rationalisierer« schon einen Namen gemacht.

Das hier sollte sein größter Job werden.

Die Gegend störte sie nicht. Was sie nur ein wenig negativ beeinflußte und anmachte, war der Vampir.

Immer wenn sie ihn sahen, rannen Angstschauer über ihre Körper, denn ihnen war von Costello klargemacht worden, daß sie es bei ihm nicht mit einem Schauspieler zu tun hatten.

Der war echt…

Und Boris wollte Erfolge sehen, denn man konnte ihn als den verlängerten Arm des Londoner Mafiacapo bezeichnen.

Sie rollten über einem Berghang dem Gipfel entgegen. Weiter links wuchs dichter Wald. Vor ihnen befand sich die Kuppe. Danach sollte es auf einem schmalen Weg weitergehen. Irgendwann mündete der Pfad auf die normale Straße.

Der Wagen mußte wirklich das Letzte hergeben, um sein Etappenziel zu erreichen. Schließlich erreichten sie den Hügel.

Die beiden Männer waren ausgestiegen. Wind blies kalt gegen und durch ihre Kleidung.

Brabano ging gekrümmt. Er hatte die Hände in den Hosentaschen und hob die Schultern. »Ich finde den Weg nicht. Wir können doch nicht in den Wald rasen.«

»Er ist auf der Karte eingezeichnet.«

Brabano drehte Forca das Gesicht zu. »Willst du nachschauen?«

»Ja.«

Mario hatte ihn bald gefunden. Allerdings an der anderen Seite.

Wie eine graue Schlange wand er sich nach unten. Schon nach

einigen Metern verschwand er zwischen den Bäumen.

»Komm her, Riley!«

Brabano war schnell bei ihm und blieb an seiner Seite. Forca deutete in die Tiefe. »Siehst du den Weg?«

»Ja.« Riley nickte. »Aber…«

»Kein aber.« Forca war sauer. Er packte den anderen und schüttelte ihn durch. »Wir werden diesen Weg nehmen und damit fertig. Noch haben wir Zeit.«

Er ließ den Mann los. »Und jetzt geh zum Wagen!«

Brabano zog den Kopf ein. Seine Hände bewegte er unkontrolliert. »Was soll ich da?«

»Das Mädchen holen.«

»Ach so, ja.« Er schüttelte den Kopf dabei.

Sofort wurde Forca mißtrauisch. Er mochte es nicht, daß man ihm diesen Typ zur Seite gestellt hatte. »Mach ja keinen Wirbel, Riley, ich warne dich. Das Mädchen ist meine Sache.«

»Sicher, Mario, sicher. Nur hatten wir einen Job, weißt du? Und wenn der Boß etwas erfährt…«

»Werde ich ihm alles erklären, Messerstecher. Ich weiß, daß in deinem Hirn nur Mist steckt!« zischte Mario böse. »Und davon sehr viel. Ich habe die Kleine nicht grundlos mitgenommen. Kannst du dir das nicht denken?«

»Natürlich.« Brabano lachte girrend. »Ich kann es mir sogar sehr gut denken. Du hast schon immer auf rotes Haar gestanden. Die Kleine hat dir gefallen. Ist ja auch das richtige Alter, und hier sieht es ja auch keiner, wenn du sie…«

Auf einmal wurde Forcas Arm lang. Zu lang für Riley, der nicht mehr wegkam.

Die flache Hand klatschte schräg in sein Gesicht. So wuchtig geschlagen, daß sich der Messerheld nicht mehr auf den Beinen halten konnte und zu Boden fiel, wo er sich rasch um die eigene Achse drehte, und den Kopf in den Armen vergrub.

Den Tritt bekam er trotzdem mit. Er bäumte sich auf. Wut überschwemmte ihn. So schnell konnte Mario gar nicht schauen, wie der andere das Messer in der Hand hatte.

Er schleuderte es nicht, denn Forca war trotzdem schneller gewesen. Die Mündung des Magnum-Revolvers zielte genau auf Brabanos Kopf. »Wenn ich abdrücke, bleibt von deinem Schädel so gut wie nichts mehr übrig!«

Das wußte auch Riley. Er lachte falsch und ließ das Messer ebenso rasch wieder verschwinden, wie er es hervorgeholt hatte. »Kannst keinen Spaß vertragen, wie?«

»Nicht, wenn ich arbeite und nicht in dieser Umgebung. Ich bin froh, wenn ich den Dreck hinter mir habe. Und jetzt hol die Puppe, sonst

werde ich echt sauer.«

»Klar doch, Mario, klar.« Riley Brabano antwortete sehr devot. Er war der typische Speichellecker bei Leuten, die über ihm standen.

Aber wehe, man ließ ihn laufen, dann wütete er wie ein Raubtier, das Hunger verspürte.

Seine linke Wange schwoll an. Er preßte die Hand dorthin und näherte sich mit stolpernden Schritten dem Ziel. Forca beobachtete ihn mit kalten Blicken. Dieser Kerl widerte ihn an, aber er konnte sich nicht gegen Costellos Befehle stellen.

Brabano öffnete die hintere Klappe des Geländewagens. Sie hatten das Mädchen zuvor betäubt und dann in eine Decke eingewickelt. Nur der Kopf schaute hervor und ein Teil der schulterlangen, roten Haare. Ausgebreitet lagen sie unter dem Hinterkopf.

Brabano leckte über seine Lippen. Die Kleine gefiel ihm auch. Er hütete sich jedoch, sie auch nur falsch zu berühren. Mario hätte ihm die Hände abgeschlagen.

Hinter sich vernahm er die knirschenden Schritte seines Partners.

»Glotz nicht so und heb sie raus.«

»Keine Sorge, ich schaue ihr schon nichts weg.«

»Dir traue ich alles zu!«

Riley Brabano hievte das Mädchen hoch. Das geschah mit einer gewissen Leichtigkeit. Es war ihm dabei anzusehen, daß er Kraft besaß. Neben dem Wagen legte er sie zu Boden. Er wollte sie auch aus der Decke wickeln, dagegen hatte Mario etwas. »Laß sie so. Die Kleine soll erst mal wach werden. Außerdem trägt sie nur das Nachthemd.«

Ihn überkam die Erinnerung, und er mußte grinsen. Es war wirklich außergewöhnlich gewesen, die Gäste des Campingplatzes außer Gefecht zu setzen. Das machte ihnen so leicht keiner nach.

Mario lehnte sich an den Wagen und zündete sich eine Zigarette an. Die Glutspitze stand wie ein kleiner roter Ball vor seinem Gesicht, der immer dann stärker aufleuchtete, wenn er an dem Lungenstäbchen sog.

Brabano war unruhig. Er scharrte mit den Füßen, hin und wieder zuckten seine Mundwinkel, und Mario merkte ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hatte.

»Was ist los?«

»Eigentlich nichts, aber ich… ich möchte noch mal auf sie zurückkommen, weißt du?«

»Und?«

»Hast du sie nur mitgebracht, um sie…«

»Auch, aber erst in zweiter Regel. Die Kleine hat mir gut gefallen, und dann dachte ich an unseren Vampir, den großen Beschützer. Dir sollte auch bekannt sein, daß sich Vampire vom Blut der Menschen ernähren.«

Während Mario sprach, bekam Brabano eine Gänsehaut. Er fuhr mit allen zehn Fingern an seinen beiden Halsseiten entlang.

»Siehst du, Riley, jetzt hast du schon Angst. Wie schön für dich. Deshalb kann ich dir sagen, daß ich die Kleine auch zu unserem Schutz mitgenommen habe. Sollte der Vampir nämlich Durst bekommen, ist die Puppe mit den langen Haaren genau das Richtige für ihn. Verstehst du mich jetzt, Hohlkopf?«

Auf dem Knochengesicht des Mafioso schien die Sonne aufzugehen. Er nickte heftig. »Ja, ja, Mario, das stimmt. So habe ich es nicht gesehen, wirklich nicht.«

»Dann weißt du jetzt Bescheid.«

»Besser ihr Blut als unser Lebenssaft.« Er lachte kehlig.

Mario wurde zwar nicht nervös, dennoch ein wenig unruhig.

Eigentlich hätte der Blutsauger schon längst kommen müssen. Die verabredete Zeit war überschritten!

Die Luft war etwas klarer geworden. Hoch über den Bergen pfiff der Wind stärker und hatte einen Großteil der Wolken vertrieben, so daß der Himmel wie ein blankes schwarzes Tuch aussah.

Auch einige Sterne funkelten, der Mond war ebenfalls zu sehen und übergoß die Kuppen der Berge mit seinem unnatürlich bleichen Licht. Mario hatte keinen Sinn für Romantik, außerdem fühlte er sich in den Häuserschluchten einer Großstadt wohler.

Er wurde abgelenkt, denn das Mädchen kam zu sich. Die frische Luft schien ihm gutgetan zu haben.

Sie öffnete die Augen, sah plötzlich die beiden Männer und erinnerte sich, denn der Schrecken stahl sich in ihr Gesicht.

Darüber freute sich Riley Brabano und begann zu lachen. Erst Marios scharfer Befehl stoppte ihn.

Forca hatte sich hingekniet. Er wollte genau sehen, wie die Rothaarige reagierte.

»Wo… wo bin ich?«

Sie redete in ihrer Heimatsprache. Mario verstand kein Rumänisch, er antwortete in Englisch.

»In guten Händen!«

Zum Glück war die Kleine intelligent. »Was sagen Sie da?« fragte sie ebenfalls in Englisch. »In guten Händen? Sie sind wohl…« Sie wollte die Decke fortschleudern und gleichzeitig hoch.

Beides klappte nicht, denn durch ihren Kopf zog ein hartes Stechen. Nachwirkungen des heimlich verabreichten Mittels, so daß ihr nichts anderes übrigblieb, als so liegen zu bleiben wie zuvor.

»Man sollte sich nicht übernehmen!« erklärte Forca. »Bleiben Sie ruhig liegen, die Decke schützt sie.«

Die Rothaarige atmete heftig. Jetzt bewegte sie nur mehr ihren Kopf und sah auch den zweiten Mann. Noch einmal zeichneten Schrecken

ihr Gesicht. Wahrscheinlich hatte sie den Plan durchschaut und wußte nun, daß sie von den beiden Männern entführt worden war.

»Wie heißen Sie?« fragte Mario nach einer Weile.

»Bianca Schwarz.«

»Deutsche?«

»Nein, Rumänin, aber meine Vorfahren stammen aus Deutschland. Wir wohnen in Siebenbürgen, dort leben viele deutschstämmige Rumänen.«

»Kenne ich.«

»Jetzt wissen Sie ja, wer ich bin. Ich möchte wissen, aus welchem Grund Sie mich entführt haben. Von mir können Sie keine Reichtümer erwarten. Ich bin Studentin und reise durch das Land. Zusammen mit meinem Freund der…«

»Wahrscheinlich in eurem Zelt liegt und sich nicht rührt«, erklärte Forca.

Das feingeschnittene Gesicht des Mädchens zeigte Qual. Bianca besaß eine helle Haut, wie es oft bei Rothaarigen der Fall ist. In dieser Nacht, im Mondlicht und nach all den bösen Überraschungen wirkte sie noch heller. »Was haben Sie mit mir vor?«

»Wir haben Sie entführt.«

»Das sagten Sie schon. Der Grund…«

Mario verzog das Gesicht. »Du gefielst mir eben, Süße. Und meinem Partner auch.«

Als Brabano sich angesprochen fühlte, begann er heftig und heiser zu lachen.

Bianca Schwarz verstand. Sie wußte, daß sie diesen Männern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war. »Sie… Sie wollen tatsächlich mich … nein, das können Sie doch nicht tun …« Ihre Stimme zitterte.

»Weißt du«, erklärte Mario mit sanfter Stimme. »Wir können alles tun. Wir werden es auch, aber nicht jetzt. Später vielleicht – okay?«

»Ja, aber…«

»Jetzt hör mir mal zu, kleine Bianca.« Der Mafioso streckte einen Arm aus und strich mit seinen Fingerspitzen über die Wangenhaut der Liegenden. »Hier werden keine Fragen gestellt. Wenigstens nicht von deiner Seite. Hast du begriffen?«

»Ja, aber…«

Er kniff sie. »Ob du begriffen hast?«

»Au! Ja…«

»Dann ist es gut. Sei froh, daß du noch lebst. Anderen geht es nicht so gut. Wir werden dich jetzt wieder in den Wagen legen. Dort verhältst du dich still. Klar?«

»Ja, natürlich.«

»Schön.« Forca kam wieder hoch und gab Brabano mit dem Kopf einen Wink. Der setzte sich in Bewegung und faßte mit an.

Gemeinsam trugen sie Bianca Schwarz zu ihrem Fahrzeug und legten sie in den Laderaum am Heck. Dann warfen sie die Tür zu.

»Die hat sich gewundert«, sagte Riley und schüttelte seinen Totenkopfschädel.

»Ja, und ich wundere mich auch.«

»Worüber?«

»Daß dieser Boris noch nicht da ist. Allmählich komme ich mir verarscht vor.«

Es dauerte noch seine Zeit, dann aber schwebte er ein. Beide Männer sahen den Schatten im selben Augenblick. Er schien mit dem fahlen Mond auf einer Höhe zu schweben, so jedenfalls sah es aus, denn er hatte die Schwingen ausgebreitet und ließ sich noch von den Aufwinden tragen.

»Er ist da«, sagte Riley und wurde leicht unruhig.

Die Riesenfledermaus verschwand wieder im Schutz der Dunkelheit. Dafür hörten die Männer wenig später Schritte. Hinter ihnen erschien die Gestalt des Boris Bogdanowich.

Er kam langsam auf die Männer zu.

Mario wollte ihn etwas fragen, verschluckte die Worte jedoch, als er in die Augen des Mannes schaute. Diese Blicke kannte er. Er schaute einen Feind oder Gegner auch immer so an, wenn er mit im abrechnen wollte. Irgendwas mußte nicht so gelaufen sein, wie sie es sich vorgestellt hatten…

***

Petrila!

Ein kleiner Ort in Rumänien, mitten in den Karpaten gelegen. Ein verschlafenes Dorf wie viele andere auch, dennoch mit einer Vergangenheit und auch Gegenwart belastet, die wie ein Druck auf den Häusern lag und sich auch auf die Menschen auswirkte.

Die Bewohner von Petrila wußten, daß es Vampire oder Werwölfe gab. Nicht zuletzt lebte Marek, der Pfähler, in diesem Ort, und er hatte die Blutsauger gejagt, aber auch Tribut zahlen müssen, denn Vampire hatten ihm Marie, seine Frau, genommen.

Ebenso war der Bürgermeister des Ortes durch einen Vampir umgekommen, und der Schatten dieser Blutsaugerbrut schien niemals von Petrila zu weichen.

Marek gab ihnen Hoffnung, weil er sich gegen die Wesen stemmte. Und manchmal war es auch die Kirche, deren Turm wie ein langer Pfeil in den Himmel ragte und bewies, daß nicht allein das Böse in Petrila herrschte, sondern auch das Gegenteil davon.

Auf die Kirche waren die Menschen stolz. Sie bildete den Mittelpunkt des Ortes, und sie schauten mindestens einmal am Tag hoch zu dem Kreuz, das den Abschluß des Kirchturms bildete.

Es war sehr groß, ein Zeichen, ein Fanal, und auch ziemlich neu.

Marek, von Beruf nicht Vampirjäger, sondern Schmied, hatte es in mühevoller Arbeit hergestellt.

Seit einigen Wochen bildete das große, von einem Kreis umgebene Kreuz den Blickfang von Petrila. Die vier Enden ragten dabei über den Kreis hinaus.

Viele Menschen waren froh, daß es dieses Kreuz gab, und sie bewunderten Marek, der es geschaffen hatte.

Nicht alle dachten so.

Zum Beispiel der Mann, der schon lange in Petrila wohnte und zu den Leuten gehörte, die sich durch Gelegenheitsarbeiten über Wasser hielten. Mal arbeitete er in Petrila, dann wieder in den Nachbarorten. Er kam während des Jahres immer herum. Man traf ihn auf Jahrmärkten ebenso wie auf anderen Festen, wo er ausschenkte und kellnerte.

Eine Frau hatte er nie gefunden. Es lag nicht mal an seinem nicht sehr ansehnlichen Äußeren, auch daran, daß er einen miesen Charakter hatte. Er war hinterhältig, gemein und listig. Zu jeder Schandtat bereit, und wenn er Arbeit bekam, fragte er auch nicht danach, ob sie moralisch war oder nicht. Hauptsache, der Lohn stimmte.

Da ihm im übertragenen Sinne keine Arbeit zu schmutzig war, hatte er immer Beschäftigung. Sogar 50 Hühner hatte er vor einem Monat im Auftrag erstochen. Der Bauer hatte ihn gut bezahlt, sogar mit Westgeld, das ein kleines Vermögen wert war. Ob der Bauer die Versicherungssumme kassiert hatte, war ihm egal.

Einen Namen besaß er auch.

Er hieß Wintek, der Krumme.

Der Krumme deshalb, weil er stets gebeugt ging. Wer ihn danach fragte, dem erzählte er, daß er deshalb so ginge, weil seine Mutter so früh gestorben war und ihn der Gram gebeugt habe.

Das konnte glauben wer wollte, die meisten glaubten es nicht, denn sie mieden die Nähe des Krummen.

Er verstand es auch, sich immer im Hintergrund zu halten und nicht aufzufallen. So hatte er in all der Zeit, als Petrila von Vampiren heimgesucht worden war, immer in Deckung gestanden und nur beobachtet. Die meisten Menschen in Petrila fürchteten sich vor den Blutsaugern. Wintek im Prinzip auch, dennoch konnte er eine gewisse Neugierde nicht leugnen. Die Vampire interessierten ihn einfach. Aus diesem Grunde war er auch öfter in der Nacht auf dem Friedhof gewesen und hatte aus einer respektablen Entfernung das Grab beobachtet, in dem eine gewisse Lady X, ein weiblicher Vampir, liegen sollte.

Genau wußte er es nicht, er war nicht dabei gewesen, aber die Leute

sprachen sehr oft davon, und sie waren nicht begeistert, in ihrer Nähe eine Königin der Vampire unter der Erde zu wissen. Manche behaupteten, daß so etwas eine permanente Gefahr bildete.

Zum Glück gab es Menschen, die aufpaßten.

Zu ihnen gehörte auch Marek, der Pfähler.

Da sich Wintek des öfteren auf dem Friedhof herumgetrieben hatte, war er dem Pfähler zwangsläufig begegnet. Und Marek mochte diesen Typ nicht. Es beruhte auf Gegenseitigkeit, auch der Krumme wollte mit Marek nichts zu tun haben. Instinktiv fürchtete er sich vor ihm und ging ihm nach dem dritten zufälligen Treffen aus dem Weg.

Er nahm wieder Jobs an, tötete auch die Hühner, und danach hatte er ein außergewöhnliches Erlebnis gehabt.

Ihm war ein Mann begegnet.

Gesehen hatte er ihn noch nie, wohl den Namen gehört. Boris Bogdanowich.

Man hatte manchmal in den Schänken von ihm gesprochen, flüsternd und mit einem gewissen Timbre der Angst in der Stimme.

Der Krumme wußte sehr wohl, daß es sich bei Boris um einen Vampir handelte, doch ihm war er nicht als Blutsauger begegnet, sondern als Auftraggeber, denn er hatte einen Job für ihn.

Einen außergewöhnlichen, wie ihn Wintek noch nie zuvor bekommen hatte. Dafür wurde er außergewöhnlich gut bezahlt, und der Krumme stimmte zu, obwohl es nicht einfach war.

Aber Geld stinkt nicht.

Also wartete er ab, bis es dunkle Nacht war und machte sich dann auf den Weg.

Sein Ziel war die Kirche.

Boris haßte diesen Ort, und er haßte noch stärker das neue Kreuz auf dem Turm. Das sollte der Krumme zerstören, abschlagen oder abmontieren. Wie er es machte, war seine Sache.

Ein weiterer Lohn winkte ihm, denn der andere hatte ihm versprochen, ihn auch weiterhin in seinen Diensten zu behalten, wenn er seine Arbeit gut erledigte.

Also machte sich der Krumme auf den Weg.

Seine Werkzeugtasche hatte er über die Schulter gehängt. Er ging tatsächlich gebeugt. Obwohl er knapp 40 war, sah er fast aus wie 60.

Dazu trug auch seine ungepflegte Kleidung bei und das graue, verfilzte Haar.

Es war dunkel.

Rings um Petrila standen die Berge wie stumme Wächter. Geschneit hatte es noch nicht, dennoch war es kühl geworden. Der Wind kam von den Bergen und schnitt in sein Gesicht. Wintek zog die alte Jacke enger, ging noch krummer und versuchte, so leise wie möglich zu sein. Niemand sollte ihn sehen, deshalb hielt er sich im Schatten der

Häuser.
Er mußte auch achtgeben, daß ihn der Pfarrer nicht erwischte, aber Wintek wußte schon, wie er es anstellen wollte, um auf das Dach der Kirche zu gelangen.
Von innen!
Ungesehen, wie er hoffte, erreichte er die Kirche und betrat sie durch einen kleinen Seiteneingang.
Sofort wurde ihm komisch.
Freiwillig hätte man ihn nie in ein Gotteshaus hineinbekommen, deshalb fühlte er sich auch nicht wohl. Die Kirche, die normalerweise einen beschützenden Charakter besaß, wirkte auf ihn genau gegenteilig.
Er sah die einsam brennenden Kerzen, die nur mehr kleine Lichtinseln schufen. Es war auch die Stille, die er nicht mochte. Sie kam ihm so bedrückend vor und erschwerte das Atmen.
Dann die Bilder an den Wänden. Manchmal kleine Kunstwerke.
Herrliche Ikonen, vergoldet, mit Motiven, die Wintek abstießen.
Immer wenn er in die schmalen Gesichter der auf den Ikonen abgebildeten Heiligen schaute, hatte er das Gefühl, von ihnen strafend angeschaut zu werden. Zudem schuf das Kerzenlicht gleichzeitig eine unruhige Atmosphäre, die auch schattenhaft über die Gesichter der Ikonenfiguren huschte und diese dann so aussehen ließ, als würden sie leben.
Er zog den Kopf ein, eilte weiter und spürte eine noch stärkere Gänsehaut, als er unter einem prächtigen, mit Blattgold überzogenen Holzkreuz herschritt, das von der Decke hing.
Seit einigen Jahren gingen die Menschen von Petrila wieder in die Kirche. Das war früher nicht der Fall gewesen, da gab es nur das Parteibüro.
Er wußte, wie er in den Turm gelangen konnte. Es gab neben der Orgel eine kleine Tür.
Auch sie war nicht abgeschlossen, so daß sich der Krumme in den dahinterliegenden Raum schieben konnte. Hier holte er zum erstenmal die Taschenlampe hervor.
Eine Treppe, die mehr Ähnlichkeit mit einer Leiter besaß, führte in die Höhe.
Natürlich als Wendel. Sie war sehr schmal, besaß hohe Stufen und konnte leicht zu einer Stolperfalle werden.
Wintek gab acht, als er die Stufen betrat. Ihr Knarren konnte er nicht vermeiden, zum Glück wurde es nicht gehört, so daß er weiter in die Höhe steigen und sich seinem Ziel nähern konnte.
Niemand störte ihn. Nur die Schritte und sein Atem vernahm er.
Er passierte die Glocken, sah die nach unten hängenden, dicken Seile und ging weiter.

Er wußte, daß er bis in die Spitze mußte, um sein Ziel zu erreichen. Der weißgelbe Lampenschein tanzte über die Stufen und ließ auch den Staub erkennen, der sich innerhalb der Lichtlanze bewegte.

Es wurde enger.

Wintek war bekannt, daß die Treppe nicht bis ganz nach oben reichte. Aber es gab eine Klappe oder ein Fenster, das er öffnen mußte, um sie an die Außenseite des Turms zu schieben.

Diese Klappe fand er.

Sie war durch zwei Riegel gesichert. Der Krumme löste sich und konnte die Klappe nach unten drücken.

Wind fuhr durch die Öffnung, schnitt in sein Gesicht, so daß er spürte, daß es in dieser Höhe kälter war, als noch unten im Dorf und zwischen den Häusern.

Die Öffnung war gerade groß genug, damit auch seine Schultern hindurchpaßten. Dennoch mußte er sich drehen und kam sich vor wie ein menschliches Gewinde.

Eigentlich hätte er sich anseilen müssen, denn es war verdammt nicht einfach, sich an der feucht gewordenen Außenfläche des Turms zu halten. Zwar fand er immer wieder Stellen, wo er sich anklammern konnte, mehr aber auch nicht.

Er verfluchte seinen Job, er verfluchte sein Leben, die Kälte und den Wind, der scharf gegen ihn blies. Er hatte Angst, daß seine Hände klamm wurden und er das schwere Werkzeug nicht mehr halten konnte. Wie er das Kreuz erreichte, wußte er selbst nicht. Jedenfalls gelangte er an sein Ziel und klammerte sich am unteren Rand des Kreuzes fest.

In dieser Haltung mußte er sich ausruhen. Wer jetzt von der Straße hochschaute, hätte ihm kaum gesehen, höchstens als einen kompakten Schatten, der sich am Kreuz festklammerte.

Nach einigen Minuten rutschte er etwas tiefer. In seinen Ohren brauste es. Vielleicht der Wind, der hier oben wesentlich schärfer blies als in Bodennähe.

Er holte das Werkzeug hervor. Eine Zange zunächst, denn er hatte gesehen, daß Kreuz und Dach durch eine große Schraube miteinander befestigt und nicht geschweißt worden waren.

Die Backen der Zange packten zu.

Der Krumme drückte seine Hände hart gegen die beiden metallenen Schenkel und drehte die Zange nach links, wobei er die Schraube nicht losließ. Zum Glück war noch nichts verrostet oder verklebt. Schon beim zweiten Versuch drehte sich die Schraube mit.

Wintek kicherte über diesen Erfolg. Es freute ihn, und er beeilte sich jetzt. Je schneller er fertig war, um so besser. Im Geiste sah er schon das Kreuz fallen.

Soweit allerdings sollte es nicht kommen, denn ein anderes Ereignis

überraschte ihn.
Zwar befand sich das Kreuz schon in einer Schräglage, von unten, aus dem Turm, hörte er plötzlich Schritte.
Da kam jemand…
»Wo kommt denn dieser Luftzug her? Ist da jemand?«
Eine Gänsehaut rann über Winteks Rücken, denn er hatte die Stimme erkannt.
Sie gehörte dem Pfarrer.
Der Mann war zwar alt, aber auch sehr forsch. Dem konnte man so leicht nichts vormachen, und der Krumme war ihm stets aus dem Weg gegangen. Wenn der Pastor einmal mißtrauisch geworden war, würde er nicht aufgeben, das stand fest.
Für Wintek hieß dies, weg vom Turm. So rasch wie möglich wieder nach unten steigen und es vielleicht ein anderes Mal zu versuchen.
»Geben Sie Antwort!«
Wintek gab keine. Statt dessen löste er seinen linken Arm von dem jetzt schief sitzenden Kreuz und rutschte vorsichtig auf die Luke im Turm zu. Es wurde kritisch. Die Werkzeugtasche war ihm plötzlich mehr als hinderlich. Ihr Gewicht wollte ihn weiterreißen, und er sah nur eine Möglichkeit.
Sekunden später hatte er sie von seiner Schulter gelöst. Er sah sie noch in die Tiefe fallen, sie wurde von der Dunkelheit verschluckt, und schwach drang der Aufprall zu ihm hoch.
Jetzt lief es besser.
Mehr gleitend näherte er sich der Luke. Ohne abgerutscht zu sein, erreichte er sie und tauchte mit dem Kopf zuerst hinein, wobei er die Arme ausstreckte und einen Halt am Geländer fand. An den Holzbalken stützte er sich ab, zog die Beine nach und stand schließlich mit zitternden Beinen und schweratmend auf der Treppe.
Kalter Schweiß bedeckte seinen Körper. In diesen Sekunden schwor er sich, eine solche Arbeit nie mehr anzunehmen. Nein, da lockte ihn nicht einmal der außergewöhnliche Lohn.
Die große Gefahr lag hinter ihm, aber er befand sich noch nicht in Sicherheit, denn aus der unteren Hälfte des schmalen Kirchturms hörte er Schritte.
Wintek hatte nicht gewagt, die Klappe zu schließen. Die Geräusche hätten ihn verraten können. Der Durchzug machte den Pfarrer auch weiterhin mißtrauisch, deshalb wollte er genau nachsehen, was sich oben in der Turmspitze alles tat.
Er kam die Treppe hoch.
Schwer setzte er seine Schritte, und Wintek suchte verzweifelt nach einem Versteck.
Wenn der Pfarrer ihn entdeckte, würde er Fragen stellen. Der Krumme kannte den Mann, und er wußte auch, daß er sich vor ihm

fürchtete und der Pfarrer sofort bemerken würde, wenn er log.

Was also tun?

Viel Zeit blieb ihm nicht mehr, denn die Schritte des Geistlichen waren bereits lauter geworden.

Der Krumme schaute sich um, bis er eine besonders dunkle Stelle entdeckt hatte.

Da wollte er sich hinstellen. Sie befand sich auf einer kleinen Plattform, in einem Treppenbogen. Dort nistete die Finsternis wie ein tiefschwarzer Sack.

Wintek war froh, dunkle Kleidung zu tragen. Aus diesem Grunde würde er nicht so schnell entdeckt werden.

Zwei Schritte mußte er gehen, um in die Schatteninsel einzutauchen. Jetzt konnte der Pfarrer kommen.

Und er kam.

Bis auf die Zange hatte Wintek alles Werkzeug nach unten geschleudert. Die aber hielt er schlagbereit in der Hand. Sein Auftraggeber hatte ihm eingeschärft, sich auf keinen Fall erwischen zu lassen. Zeugen durfte es nicht geben.

Da gab es dann nur eben die eine Möglichkeit…

Der Pfarrer schimpfte noch immer. Wintek konnte ihn jetzt sehen.

Seine Gestalt schob sich höher. Dabei brummte er Worte, die der Krumme nicht verstand.

Er hatte sich dicht an die Wand gepreßt, atmete mit offenem Mund und nur sehr flach.

Jetzt mußte ihn der Pfarrer eigentlich entdecken.

Nein, er ging vorbei.

Nicht einmal den säuerlichen Schweißgeruch nahm er wahr, den Wintek ausströmte. Vielleicht hatte sich der andere zu sehr auf den Durchzug konzentriert, und der Krumme atmete auf, als der Pfarrer drei Stufen höher gegangen war.

Der Kelch war an ihm vorbeigeglitten. Er spürte wieder das Zittern in den Knien, schaute dem Pfarrer nach und hielt es dann nicht mehr aus. Er löste sich aus seiner Deckung.

Im nächsten Augenblick wurde der Geistliche von den polternden Schritten erschreckt. Auf der Treppe stehend drehte er sich um und sah noch einen Schatten nach unten huschen.

»He, bleib stehen!«

Die laute Stimme des Pfarrers holte den Krummen ein. Sie schallte in seinen Ohren wie die Trompeten von Jericho und so, als würde über ihn das Jüngste Gericht kommen.

Die heiße Angst peitschte ihn voran. Er übersah einige Stufen, stolperte, prallte gegen das Holzgeländer und merkte, daß er sich durchbog, aber noch hielt.

Nur weiter.

Der Pfarrer schimpfte. Er hatte auch die Verfolgung aufgenommen, nur war Wintek schneller, zudem besaß er einen ziemlich großen Vorsprung. In der Kirche schleuderte er noch vor lauter Hast zwei Kerzenständer um und jagte auf den Ausgang zu.

Wieder huschte er durch die kleine Tür. Trotz seiner Angst dachte er an die Werkzeugtasche. Nur kein verräterisches Indiz zurücklassen. Er hatte sich die ungefähre Stelle gemerkt, packte die Tasche und schleuderte sie wieder über seine Schulter.

Dann hetzte er weiter.

In die tief schwarze Dunkelheit tauchte er ein, verschmolz im Schatten zwischen den Hauswänden und nahm Schleichwege, um zu seinem Haus am Dorfrand zu gelangen.

Der Pfarrer, der endlich draußen stand, sah nichts mehr von ihm.

Kopfschüttelnd stand er vor seiner Kirche und fragte sich, was der Unbekannte wohl gewollt haben konnte.

Der hatte den Dieb oder den Unbekannten im Turm entdeckt. Da gab es nun wirklich keine Reichtümer zu stehlen. Was also hatte er dort gewollt?

Der Pfarrer schaute an der Außenfassade hoch und hatte das Glück, daß genau in diesem Augenblick der Mond zwischen den Wolken hervortauchte und seinen fahlen Schein über Petrila warf.

Er traf auch den Kirchturm.

Und damit das Kreuz!

Zuerst glaubte der Mann, seinen Augen nicht trauen zu können, als er entdeckte, wie schief es auf der Spitze saß. Weggeknickt, als hätte jemand dagegen geschlagen.

Der Geistliche schüttelte den Kopf. »Das kann doch nicht sein«, sagte er und merkte den Schauer auf seinem Rücken.

Er hatte plötzlich ein komisches Gefühl. Irgend etwas bahnte sich an…

***

Ich wollte auf keinen Fall als erster schießen, obwohl Rücksichtnahme in diesem Fall vielleicht falsch war, aber ich ließ es darauf ankommen. Zudem hatten mich die Killer in dem Verfolgerwagen noch nicht entdeckt. Ich lag einfach zu flach auf dem Dach.

Den Lauf der Maschinenpistole mußte ich etwas senken, damit ich den richtigen Schußwinkel bekam.

Dann feuerte der Kerl.

Ich hörte die Einschläge. Die Kugeln sägten durch die Hintertür.

Sie würden im Innern des Wohnmobils einige Zerstörungen anrichten und auch bis zum Fahrerhaus durchkommen.

Ich schoß.

Ein leichter Druck meines Zeigefingers reichte. Plötzlich bewegte sich die MPi in meinen Händen. Sie wollte tanzen, ich klammerte sie fest.

Gern hätte ich die Reifen getroffen, das war nicht möglich, so hämmerten die Geschosse in die breite Kühlerhaube des Wagens und für einen Moment glaubte ich sogar, das verzerrte Gesicht des Fahrers sehen zu können.

Er hatte einen so großen Schreck bekommen, daß er mit der Geschwindigkeit heruntergïng und der Wagen langsamer wurde.

Dafür vergrößerte sich die Distanz zwischen uns.

Für die nächsten Sekunden hatte ich Ruhe. Auch ich nahm den Finger vom Abzug. Unter mir hämmerte jemand gegen das Dach.

Drei dumpfe Schläge hörte ich.

Bestimmt war es Marek gewesen, der mir mitteilen wollte, daß alles okay war.

Die erste Attacke hatten wir überstanden. Ich war mir allerdings sicher, daß unsere Verfolger nicht aufgaben und den zweiten Angriff vorsichtiger fahren würden.

Ich sah sie nicht mehr. Eine Kurve lag zwischen den beiden Wagen, und Dragan hatte auch wieder beschleunigt. Ich besaß nur die eine MPi und keine Ersatzmunition, wobei ich hoffte, daß ich mit den mir zur Verfügung stehenden Kugeln auch den nächsten Angriff abwehren zu können.

Sie kamen wieder.

Hart mußten sie beschleunigt haben, denn als sie aus der Kurve kamen, schleuderte der Wagen. Zudem hatten sie sich jetzt einen anderen Trick ausgedacht und das Fernlicht eingeschaltet.

Eine böse Sache. Wer hineinschaute, konnte tatsächlich nichts sehen, aber wir befanden uns für sie wie auf dem Präsentierteller.

Wieder feuerten sie.

Es ist nicht einfach, aus einem schnell fahrenden Wagen zu schießen, auch nicht mit einer MPi.

Ich zog den Kopf ein, denn einige Kugeln zwitscherten verdammt nahe an mir vorbei. Ein Beweis für mich, daß die anderen mich entdeckt haben mußten. Noch flacher machte ich mich, wartete aber mit dem Schießen bis zu einer Feuerpause.

Bisher waren die Reifen noch nicht getroffen worden. Möglicherweise Glück, das jedoch nicht lange anhalten würde, wie ich meinte.

Als ich den Kopf wieder etwas anhob, sah ich die Garbe nähertanzen.

Jetzt war sie auf die Reifen gezielt. Die Kugeln hämmerten den Straßenbelag auf, verfolgten wie springende Erbsen unser Fahrzeug, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als ebenfalls zu feuern.

Ich legte die MPi schräg. Den Wagen konnte ich kaum erkennen, weil die Scheinwerfer wie kleine explodierende Sonnen wirkten, und da

hielt ich hinein, wobei ich die MPi noch bewegte und den Finger nicht vom Abzug ließ.

Der Wind fuhr scharf in mein Gesicht und trieb mir das Wasser in die Augen. Ich biß die Zähne zusammen, wurde geschüttelte und ließ nicht locker.

Plötzlich änderte sich etwas.

Die Strahlen begannen zu tanzen. Sie huschten mal nach links, dann wieder nach rechts.

Ich stoppte die Schußfolge und sah plötzlich, was passiert war.

Dem Fahrer gelang es nicht mehr, den Wagen in der Spur zu halten. Ich mußte ihn entscheidend erwischt haben.

Ein Scheinwerfer war ebenfalls von den Kugeln zerstört worden.

Nur noch der rechte leuchtete, und ich konnte auch erkennen, daß die Frontscheibe nicht mehr existierte.

Meine Garbe hatte sie voll erwischt.

Ein Krachen.

Das Fahrzeug war nach links geschleudert worden. Dort befand sich kein Graben oder Abhang, sondern eine Felswand. Mit der Schnauze bohrte sich das Auto hinein, blieb aber nicht kleben, sondern wurde von der Gegenkraft zurückgeschleudert auf die andere Seite der Straße.

Da existierte keine Leitplanke. Nur weiß angemalte Grenzsteine, die in bestimmten Abständen immer wieder auftauchten.

Gegen einen dieser Grenzsteine prallte der Wagen. Gleichzeitig flog die Beifahrertür auf, und eine Gestalt wirbelte im hohen Bogen aus dem Fahrzeug.

Ich konnte es deshalb so gut erkennen, weil Dragan gestoppt hatte. Auch er mußte im Spiegel bemerkt haben, was hinter uns ablief.

Die Gestalt schrie, bevor sie verschwand.

Der Wagen aber bäumte sich auf, als würden ihn große Hände am Heck in die Höhe schaufeln.

Kippte er wieder zurück?

Nein, er überschlug sich. Auch die anderen Türen schnellten auf.

Noch im Wagen sah ich die angeschnallten Killer, wie sie von einer Seite zur anderen geschleudert wurden, dann krachte das Auto mit dem Dach zuerst auf den Hang, der schräg in die Tiefe führte.

Ich sah nichts mehr, ich hörte den Wagen nur noch. Er überschlug sich mehrere Male.

Immer dann, wenn er aufprallte, vernahm ich ein Krachen. Nach dem dritten eine Weile nichts mehr und dann ein berstendes Geräusch, als wäre das Gefährt in eine tiefe Schlucht gefallen und am.

Grund hart aufgeschlagen.

Es wurde still.

Sekunden später kletterte ich die Leiter hinab. Marek verließ den

Wagen ebenfalls.
Er öffnete die Tür, als ich mich mit auf gleicher Höhe befand. Sein Gesicht war bleich, und er stieß ein »Verdammt« hervor.
»Verletzt?« fragte ich ihn.
»Nein, ich lag am Boden.«
»Okay.« Ich sprang die letzten Stufen herab und stand auf der Straße. Bis zum Rand waren es nur drei Schritte.
Wir schauten darüber hinweg. Vom Führerhaus her humpelte Dragan herbei.
Sehen oder erkennen konnten wir so gut wie nichts. Nur daß der fallende Wagen eine Schneise gerissen und junge Bäume sowie Buschwerk zerstört hatte.
»Der ist in eine Schlucht geprallt«, sagte Marek.
Dragan nickte. »Bis zum Führerhaus haben die verdammten Kugel durchgeschlagen.«
Ich gab keine Antwort. Kühl war der Wind. Ich fror, weil ich geschwitzt hatte.
Es kam, wie es kommen mußte. Aus der für uns nicht einsehbaren Tiefe drang eine dumpfe Explosion in die Höhe, der noch in derselben Sekunde eine Stichflamme folgte.
Vor uns erhellte sich ein Teil des Himmels. Das Explosionslicht flackerte wie rasch aufeinanderfolgende Blitze, und es blieb auch für eine Weile so.
»Die haben keine Chance gehabt«, sagte Marek.
Es stimmte. Weder Dragan noch ich fügten seiner Bemerkung etwas hinzu.
Ich aber dachte an den Schießer, der als erster aus dem Wagen katapultiert worden war, und sprach mit meinen Freunden darüber.
»Was willst du denn von dem?« wurde ich von Marek gefragt.
»Nachschauen, ob ich ihm helfen kann.«
»Wieso? Er ist ein…«
»Mensch«, erklärte ich. »Wie wir auch.«
»Okay, ich gehe mit. Entschuldige«, sagte der Pfähler und hob die Schultern. »Ich bin wohl manchmal zu verbittert. Wenn ich daran denke, daß auch wir da unten hätten liegen und verbrennen können, wird mir ganz anders.«
»Klar, ich verstehe dich. Es war im Endeffekt gut, daß wir die Beutewaffe hatten, sonst hätten wir den Wagen wohl kaum stoppen können.«
»Nicht wir. Du, John«, stellte der Pfähler richtig. »Du hast unser Leben gerettet.«
Ich winkte ab und löste mich von der Stelle, wo ich gestanden hatte, um den Hang ein Stück hinunterzugehen.
Gehen war nicht der richtige Ausdruck. Das Gras war feucht, ich

geriet ins Rutschen und mußte mich an den biegsamen Zweigen eines Buschs festhalten.

Der Strahl einer Lampe tanzte an mir vorbei. Marek stand hinter mir, denn er wollte mir leuchten.

»Mehr nach rechts«, wies ich ihn an.

Er schwenkte den Strahl.

Ich hatte richtig getippt. Schon beim ersten Versuch traf der Lichtkegel genau ins Zentrum. Er hatte den Mann erwischt, der aus dem Wagen geschleudert worden war.

Also den Killer.

Seine Maschinenpistole sahen wir nicht mehr, dafür ihn, der gegen einen schief gewachsenen Baum geprallt war und diesen Umstand mit dem Leben hatte bezahlen müssen.

Ich ging zu ihm, untersuchte ihn und konnte nur mehr die Schultern heben. Eine resignierende Geste, die alles aussagte. Da war nichts mehr zu machen.

Auch Dragan hatte ihn gesehen. »Lebt er noch?« fragte er.

Ich antwortete einsilbig. »Nein!«

»Dann wird es wohl keinen Sinn haben, daß wir in die Schlucht klettern und den ausgebrannten Wagen durchsuchen«, meinte Marek.

Ich gab ihm recht, hob die Schultern und ging wieder zurück.

»Wir werden später die Polizei verständigen müssen«, erklärte ich, »doch zuvor stellt sich die Frage, ob die Killer mit einem oder mit zwei Wagen unterwegs waren.«

»Hast du nicht erkennen können, wie viele Personen in diesem gesessen haben?« fragte Dragan.

»Schon. Es waren drei.«

»Und mit fünf haben wir es zu tun.«

Ich nickte. »Vorstellen kann ich es mir allerdings nicht, daß die anderen einfach aufgegeben haben. Ich glaube fest daran, daß sie einen zweiten Weg nahmen.«

»Der schlechter ist«, warf Marek ein.

»Und? Was macht das? Es gibt auch geländegängige Fahrzeuge. Ich glaube sogar, auf dem Parkplatz welche gesehen zu haben«, erklärte ich. »Zumindest einen.«

»Den du nicht beschreiben kannst?«

»Nein, Frantisek, leider nicht.«

»Es hat keinen Sinn, wenn wir hier weiter diskutieren«, sagte Dragan Domescu. »Fahren wir weiter.«

»Kannst du es überhaupt noch?«

Der junge Rumäne grinste schief, als er unsere besorgten Blicke auf sich gerichtet sah. »Ich habe mich mittlerweile an den Knöchel gewöhnt. Zum Glück ist nichts gebrochen.«

»Im Kühlschrank ist Eis«, erklärte Marek. »Ich werde dir einen

Umschlag machen.«

»Das ist gut.«

Bevor wir wieder einstiegen, fiel uns noch etwas auf. Ein Schatten segelte lautlos über unsere Köpfe hinweg, zog in respektabler Entfernung einen großen Kreis und verschwand dort über dem Abhang, wo auch der Wagen verschwunden war.

Mareks Gesichtszüge wurden hart. »Das war dieser verdammte Vampir«, flüsterte er. »Wenn ich den vor meinen Pflock bekomme, gibt es kein Pardon.«

»Das weiß der auch.« Dragan lachte. »Deshalb wird er sich vorsehen. Selbst bei John hat er nicht so direkt angegriffen.«

»War wohl das Kreuz«, erklärte ich.

Wir stiegen wieder ein. Bevor ich die Tür schloß, warf ich einen letzten Blick zurück.

Der in die Schlucht gefallene Wagen brannte noch immer. Nur nicht mehr so stark. Das Leuchten war als schwacher Schein in der Dunkelheit des Himmels zu sehen.

Ich knallte die Tür zu.

Marek holte bereits das Eis aus dem Gefrierfach. Er packte es in einen alten Strumpf und wickelte diesen um den Knöchel des Verletzten. Dragan hatte sich hingesetzt. Die Zähne biß er zusammen und schaute mich starr an. »Hätte ich mir auch nicht träumen lassen.«

»Marek ist es mal ähnlich ergangen«, erklärte ich. »Als er dem Vampir-Baron gegenüberstand. Da hat er sich in einem tiefer liegenden Grab den Knöchel verstaucht.«

»Stimmt das, Frantisek?«

Der Pfähler band den Strumpf fest. »Leider stimmt es. Ich hatte an der Verletzung lange zu knacken. Aber das ist zum Glück vorbei. So, du kannst wieder.«

Dragan erhob sich und trat auf. Noch immer verzog er das Gesicht, winkte aber ab, als wir etwas sagen wollten. »Es geht schon.« Er verschwand humpelnd im Fahrerhaus.

Marek wandte sich an mich. »Bin mal gespannt, John, was sie als nächstes auf Lager haben.«

Ich hob die Schultern. »Für böse Überraschungen sind die immer gut. Mal was anderes. Wie lange dauert es, bis wir Petrila erreicht haben? Ungefähr, meine ich.«

»Es sind vielleicht 50 Kilometer. Nur ist die Strecke nicht besonders. Kurvig, eng, nicht asphaltiert. Du kennst das ja von deinem ersten Besuch bei uns.«

Das kannte ich in der Tat. Obwohl es schon lange zurücklag, hatte sich nichts geändert. In Orten wie Petrila blieb die Zeit einfach stehen, das Gefühl hatte ich immer.

Dragan startete. Die Kugelgarben hatten Löcher in die Außenhaut des

Wohnwagens gerissen. Sie hatten auch Tische beschädigt und zwei Gläser zertrümmert.

Der Wagen war nicht fahruntüchtig. Alles andere ließ sich verschmerzen.

Ich ließ Marek zwar nicht gern allein, doch es war wichtiger, wenn ich mich neben Dragan setzte.

Er lächelte, als ich auf den Beifahrersitz rutschte. »Es ist gut, daß du kommst, John.«

»Wieso?«

»Vier Augen sehen mehr als zwei.«

»Das stimmt.«

Als ich die Antwort gab, ahnte ich noch nicht, wie wichtig dieses Sprichwort für uns noch werden sollte…

***

Mario Forca und Riley Brabano standen dicht zusammen, als der Vampir auf sie zuschritt. Sein Gesichtsausdruck hatte sich noch nicht verändert. Nach wie vor schaute er die beiden kalt an, blieb zwei Schritte vor ihnen stehen und nickte.

»Die Menschen taugen nichts«, stellte er fest.

Riley zuckte zusammen, während Mario anders darüber dachte.

»Das mußt du uns erklären. Im Prinzip bin ich ja deiner Meinung, aber wie ich dich kenne, meinst du das sicherlich speziell.«

»So ist es.«

»Und weshalb taugen sie nichts?«

»Sie haben versagt.«

Force hob die Schultern. »Okay, sie haben versagt. Das meinst du. Wer hat versagt?«

»Eure Freunde.«

»Wie?« Diesmal mischte sich Riley ein, bekam von seinem Kumpan sofort einen Verweis und verstummte.

Boris Bogdanowich lächelte kalt. »Ihr ward zu fünft. Jetzt seid ihr nur noch zu zweit.«

Das war ein Schock für die beiden. Riley Brabano wurde nervös und spielte mit seinen Fingern.

Der zweite Mafioso aber fragte: »Sind unsere Freunde vielleicht ausgeschaltet worden?«

»So ist es.«

»Und wer?«

»Sinclair!«

Mario Forca erwiderte nichts. Er griff in die Tasche und holte seine Zigaretten hervor. Erst als er sich ein Stäbchen angezündet und den Rauch in die Dunkelheit geblasen hatte, fand er seine Sprache zurück. »Damit habe ich nicht gerechnet.«

»Sinclair ist gefährlich, das habt ihr gewußt und ihn trotzdem unterschätzt. Die Quittung haben eure Freunde bekommen. Sie sind verbrannt. Der Wagen stürzte in die Schlucht, als sie auf das andere Fahrzeug schossen und Sinclair das Feuer erwiderte. Sie sind inzwischen weitergefahren und werden in diese Richtung kommen.«

Mario nickte. Er warf seinem Kumpan einen Blick zu. »Riley und ich werden die Scharte auswetzen«, erklärte er fest entschlossen.

Boris lachte nur. »Menschen«, sagte er verächtlich. »Versager seid ihr. Ich hasse es, mit Versagern zusammenarbeiten zu müssen.«

»Keine Sorge, wir wetzen die Scharte aus.«

»Nicht als Menschen!«

Boris hatte hart gesprochen, und Forca war zusammengezuckt.

Nicht als Menschen! Der letzte Satz echote noch in seinem Kopf.

Was sollte das bedeuten?

Er ahnte schon etwas, seine Haltung spannte sich, dennoch fragte er: »Wie meinst du das, Bogdanowich.«

»Daß ich mit euch nicht mehr arbeite.«

Forca grinste. »Ich kann sogar verstehen, daß du so denkst, aber wir haben unseren Job.«

Der Blutsauger schüttelte den Kopf. »Entweder hast du mich nicht verstanden, oder du willst mich nicht verstehen. Ich habe gesagt, nicht mit Menschen arbeite ich zusammen.«

»Als was dann?«

Jetzt grinste der andere wölfisch. »Kannst du dir das nicht denken, Forca?«

Mario versuchte ein Lachen. Es gelang ihm nicht, denn plötzlich saß in seiner Kehle ein dicker Kloß. Er brauchte nur eins und eins zusammenzuzählen, um zu einem Ergebnis zu gelangen. Wenn der andere nicht als Menschen mit ihnen zusammenarbeiten wollte, gab es für ihn nur mehr eine Lösung.

Als Vampire!

Auf seinem Gesicht malte sich ab, zu welchem Entschluß er gekommen war. Boris nickte. »Hast du nun begriffen?«

»Ja, das habe ich.«

Der Wiedergänger breitete die Arme aus. »Ein Vampir braucht Blut«, erklärte er. »Das wißt ihr ebenso wie ich. Auch ich möchte Blut haben, und ihr kommt mir gerade recht.«

»Willst du das wirklich?«

»Ja.«

Riley Brabano begann zu lachen. »Habe ich recht verstanden? Er will uns zu Vampiren machen?«

»Genau.«

»Das braucht er doch gar nicht. Wir haben Proviant für ihn mit. Er soll nur…«

»Halt dein Maul!«

Riley verstummte.

Forca schaute in die Augen des Blutsaugers. Er las darin die Gnadenlosigkeit, die allen Schwarzblütlern zu eigen ist, wenn sie sich zu irgend etwas entschlossen hatten.

Da machte dieser keine Ausnahme.

»Wenn ihr meine Brüder seid, werdet ihr größere Chancen haben, Sinclair und die anderen beiden zu vernichten. Als normale Menschen würdet ihr ihm immer unterlegen sein.«

Mario unternahm einen letzten Versuch. »Das ist doch Unsinn, ist das…«

»Für mich nicht.« Boris kam einen Schritt näher. Forca wußte Bescheid, daß es nur eine Möglichkeit für sie beide gab. Sie mußten jetzt kämpfen, sich hart wehren.

»Zieh dein Messer!« verlangte er von Riley.

Nichts, was der lieber getan hätte. Und er zog nicht nur eine Klinge, sondern die zweite ebenfalls.

Boris Bogdanowich hatte dafür nur mehr ein Lächeln übrig.

»Willst du mich so töten?«

»Auch so!« mischte Forca sich ein. Von keinem behindert hatte er seinen großkalibrigen Magnum-Revolver gezogen und richtete die Mündung auf den lauernden Vampir.

Boris hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob ihr über Vampire viel wißt, aber so bin ich nicht zu besiegen. Weder mit einem Messer noch mit einer Bleikugel. Es ist eben euer Pech, ihr hättet euch andere Waffen mitnehmen sollen.«

»Irrtum, Blutsauger«, erklärte der harte Mario. »Wir kriegen dich auch so.«

»Wirklich?«

»Ja.« Der Mafioso lachte kalt. »Ich habe mal gelesen, daß man einem Vampir auch den Schädel abhacken kann. Und das werden wir machen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Ich werde euch nicht daran hindern.«

Die ruhig gesprochenen Worte des Blutsaugers machten Mario Forca nervös. Er selbst hielt sich zurück und schickte Riley vor.

»Mach endlich Schluß mit ihm, Riley!«

Brabano griff an. Die Arme hatte er ziemlich tief gesenkt, und die Klingenspitzen schauten aus seinen Fäusten hervor. Sie waren lang und schmal. Tief würden sie in den Körper stechen.

Kurz bevor Brabano seinen Gegner erreichte, öffnete er seine Trickkiste. Er bewegte seine Arme so schnell vor und zurück, daß der andere nie ermessen konnte, wo der Stich ihn treffen sollte. Er wurde durch das schnelle Bewegen der Messer verwirrt.

Boris tänzelte nicht zur Seite. Er blieb stehen und ging sogar voll in

den Angreifer hinein.

Brabano schrie vor Überraschung. Im nächsten Moment wurde er gepackt, in die Höhe geschleudert, und beide Messer glitten durch den Ruck aus dem Körper des Vampirs.

Er schleuderte Riley von sich.

Über das Dach des Geländewagens flog Riley und krachte irgendwo in der Dunkelheit zu Boden.

Bevor sich Forca noch von seiner Überraschung erholt hatte, startete Boris und verschwand ebenfalls hinter dem Wagen.

Mario wischte über seine Stirn und schaute auf die Waffe. Das war doch nicht möglich, verdammt. Dieser Vampir hatte zwei Messerstiche abbekommen und lebte noch immer!

Unwahrscheinlich!

Er startete. Fest entschlossen, beim ersten Auftauchen seines Ziels gnadenlos zu feuern.

Als er den Wagen umrundete, verlangsamte er seine Schritte und blieb letztendlich stehen, wobei Überraschung sein Gesicht zeichnete, denn weder von dem Vampir noch von Riley war etwas zu sehen.

Hatten die beiden sich in Luft aufgelöst?

Ein Vampir konnte vieles, das wußte auch Mario, sich aber nicht unsichtbar machen. Er mußte noch irgendwo stecken. Der Mafioso ging im Kreis. Seine Waffe hielt er schußbereit. Bei der geringsten Bewegung wollte er sofort schießen.

Er rief auch den Namen seines Kumpans und bekam keine Antwort, nicht einmal ein Flüstern.

Verdammt, wo steckte Riley?

Mario Forca blieb stehen. Es hatte keinen Sinn, die Kreise noch weiter zu ziehen, aber etwas mußte einfach geschehen, das war ihm auch klargeworden.

Plötzlich vernahm er das Geräusch.

Es war ein Rauschen, und es war direkt über ihm erklungen.

Da fiel ihm eine alte Legende ein, die er irgendwann einmal gelesen hatte. Vampire – Graf Dracula war dafür das beste Beispiel –, konnten sich verwandeln.

Und zwar in Fledermäuse!

Das mußte hier geschehen sein. Die dunklen Schwingen, die er sah, als er den Kopf hob, gehörten zu einer Fledermaus, die hoch über ihm ihre Kreise zog.

Als kompakter Schatten war sie zu sehen. Auf einmal löste sich etwas aus diesem Schatten und fiel zu dem Boden zu.

Ein Gegenstand, der ihn fast sogar noch getroffen hätte, wäre er nicht rechtzeitig zur Seite gesprungen. So klatschte er dicht neben ihm zu Boden.

Marios Nackenhaare wollten sich aufrichten, als er erkannte, was da

aus dem dunklen Himmel gefallen war.

Ein Mensch.

Sein Partner Brabano!

Verkrümmt lag er auf dem Boden, in einer Haltung, die auf alles schließen ließ, nur nicht auf ein Leben.

Er mußte tot sein!

Freunde waren die beiden Männer nie gewesen. Sie arbeiteten zusammen, das war alles. Forca empfand auch kein großartiges Bedauern über das Ableben des anderen, nur daß er jetzt dem Blutsauger allein gegenüberstand, gefiel ihm nicht.

Riley hätte ihm noch helfen können.

Er verschluckte einen Fluch, beugte sich nieder und kniete sich auf den Boden.

Er untersuchte den Freund. Auf den Rücken drehte er ihn. Der Kopf pendelte mit und lag dann so, daß Forca auch den Hals seines Freundes sehen konnte. Die Haut war dort heller. Trotz der Dunkelheit sah er die zwei dunklen Punkte im Fleisch und auch die beiden dünnen Streifen, die, von den Punkten ausgehend, in Richtung linker Schulter liefen.

Sofort wurde ihm alles klar.

Sein Kumpan Riley Brabano war von einem Vampir gebissen worden. Man hatte ihm Blut ausgesaugt. Und wenn jemand Blut an einen Vampir verloren hatte, so wurde dieser selbst zu einem bluttrinkenden Monstrum, wie Mario wußte.

Demnach war Riley ein Vampir!

Kalt rieselte es seinen Rücken hinab. Er zuckte zurück, als diese Schlußfolgerung in ihm aufgeflammt war. Plötzlich spürte er ein würgendes Gefühl im Hals.

Es war die Angst, die er schon lange nicht mehr so gespürt hatte, wie in diesen Augenblicken.

Dann hörte er das Lachen.

Häßlich und triumphierend klang es. Von der Höhe schallte es auf ihn herab.

Mario sprang zurück. Er schaute hoch und sah den mächtigen Schatten in der Luft.

Sofort stach er den Arm hoch und drückte ab. Der schwarze Magnum-Revolver wummerte los. Forca hatte das Gesicht verzogen, der Mund wirkte wie ein blasses Gummiband.

Er schoß dreimal, fächerte die Waffe dabei und glaubte auch, getroffen zu haben.

Das Lachen schallte weiter.

Im nächsten Augenblick spürte Mario die Gefahr in seinem Rücken. Er hatte den Kreis des Vampirs nicht mitbekommen, aber dessen Stellungswechsel wurde ihm zum Verhängnis.

Wuchtig prallte die menschengroße Fledermaus in seinen Rücken, schob ihn nach vorn, und Mario stolperte weiter. In der Dunkelheit übersah er die im Weg liegenden Steine. Er konnte ihnen nicht mehr ausweichen, spürte die Schläge an seinen Schuhspitzen, verlor das Gleichgewicht und kippte nach vorn.

Er prallte zu Boden.

Geschickt rollte er sich dennoch über die Schulter ab und wollte seine rechte Hand so drehen, daß er wieder schießen konnte.

Der Vampir war schneller.

Etwas kratzte in Marios Gesicht, riß dort Furchen in die Haut und hinterließ blutende Wunden.

Seine Augen waren zum Glück nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Er hatte sie weit aufgerissen und konnte den übergroßen Fledermausschädel erkennen.

Dicht schwebte er über ihm.

Auch mit geöffnetem Maul, aus dem die Zähne hart und spitz hervortraten.

Sie waren die speziellen Werkzeuge des Vampirs. Sie schlug er in das Fleisch und in die Adern.

Das alles wußte Mario. Er versuchte sich freizutreten, traf auch, wobei er das Gefühl hatte, gegen eine Wand aus Gummi zu hämmern. Er konnte dem Vampir nichts entgegensetzen.

Und der drückte ihn tiefer.

Aus seinem Maul drangen schreckliche Laute. Mario spürte unter seinem Hinterkopf einen spitzen Stein, der ihm die Haut einriß, als der Druck immer stärker wurde.

Er ächzte verzweifelt, schlug um sich wie ein Wahnsinniger, aber der Blutsauger war stärker.

Es gelang ihm, seine Hauer so dicht an die straffe Halshaut zu bringen, wie es nötig war.

Die erste Berührung spürte Mario Forcas nicht, dafür den stechenden kurzen Schmerz, merkte den Druck harter, rauher Lippen und vernahm das gierige Schmatzen des Vampirs.

Da wußte er, daß auch er verloren hatte und die Schatten eines finsteren Reiches über ihn zusammenschlagen würden.

Beide sahen jedoch nichts von dem, was sich in ihrem Rücken abspielte.

Dort setzte sich der Geländewagen in Bewegung, als würde er von Geisterhänden geschoben…

***

Bianca Schwarz gehörte zu den Mädchen, denen es nichts ausmachte, allein unterwegs zu sein. Sie hatte sich stets sportlich fit gehalten, kannte etwas von der Kunst der Selbstverteidigung und auch von einer

Kampfsportart, die sich Karate nannte.
Wer sich damit beschäftigte, dessen Körper wurde nicht nur allein gestählt, auch die Seele gleichermaßen.
Deshalb gelang es dem Mädchen relativ schnell, den großen Schock zu überwinden. Am schlimmsten waren noch die Nachwirkungen des Schlafmittels. Sie erzeugten in ihrem Kopf ein dumpfes Gefühl.
Dagegen kämpfte sie an und fragte sich, wie sie aus dieser verfluchten Lage herauskommen konnte.
Zunächst einmal wickelte sie sich aus der Decke. Es war einfach, sie brauchte nur mehr die beiden Enden zur Seite zu schlagen. Vorsichtig richtete sie sich auf.
Bianca wußte, daß sie nun sehr achtgeben mußte. Eine falsche Bewegung ihrerseits konnte ungeahnte Folgen für sie haben. Wenn die anderen etwas bemerkten, war es aus.
Sie hob ihren Kopf an, schaute durch die Scheibe und sah nicht nur zwei Personen, sondern drei.
Die dritte unterschied sich gewaltig von den beiden anderen. Sie war altertümlich gekleidet, hatte ein bleiches Gesicht und sprach mit den zwei Männern.
Bis sich einer der beiden auf den dritten stürzte. Bianca sah noch die Messer blitzen, ihr Herz wollte fast stillstehen, dann erkannte sie nichts mehr.
Der nüchterne Verstand jedoch sagte ihr, daß sich eine Chance aufgetan hatte.
Die beiden Entführer waren beschäftigt, sie würden auf den Wagen nicht achten, und Bianca tauchte wieder weg. Sie mußte über die Sitze nach vorn klettern, was gar nicht so einfach war, weil sie nicht entdeckt werden wollte.
Geschmeidig bewegte sie sich, betete, daß alles glattging, und schaffte es tatsächlich, den Fahrersitz zu erreichen.
Dort blieb sie für einen Moment geduckt hocken. Tief atmete sie ein. Sie zwang sich zur Ruhe, dachte daran, was der Karatelehrer sie gelehrt hatte, und ließ ihren Blick über die Armaturen wandern.
Der Schlüssel steckte – nicht!
Ein seufzender Atemzug verließ ihren Mund. Es wäre auch zu schön gewesen, so sanken die Hoffnungen auf ein Minimum zusammen. Im nächsten Moment duckte sie sich noch weiter zusammen, denn sie hatte den schwarzhaarigen Typ gesehen, der mit schußbereiter Waffe um den Wagen herumgelaufen war. Wenn er jetzt die Tür öffnete und einstieg…
Er stieg nicht ein.
Dafür hörte sie Schüsse.
Bei jedem Knall erschrak sie heftig, aber sie vernahm keinen Kugeleinschlag. Demnach war sie nicht das Ziel gewesen.

Wer dann?
Es durfte keine Rolle mehr spielen, möglicherweise brachten sich die drei gegenseitig um, das konnte ihr im Endeffekt nur recht sein, so schlimm es sich anhörte.
Sie schaute nach links.
Dort befand sich der Abhang, sehr steil, wie sie gehört hatte. Und das Gelände ging zum Abhang hin in eine schiefe Ebene über.
Ideal…
Man brauchte keinen Zündschlüssel!
Gedacht, getan. Bianca entwickelte eine fieberhafte Hektik. Sie nahm hinter dem Lenkrad Platz, löste die Handbremse und betete, daß der Wagen anfuhr.
Ihr Flehen zeigte Erfolg.
Der Toyota rollte.
Erst langsam, sie hörte sogar das Knirschen der kleinen Steine unter den Reifen und schaute in die andere Richtung, wo soeben ein großer Schatten auf die Erde fiel.
Man kümmerte sich nicht um sie.
Der Wagen rollte weiter. Sein Ziel war der Abhang, wo auch der in die Tiefe führende Weg begann.
Natürlich wagte es Bianca Schwarz nicht, die Scheinwerfer einzuschalten. Aus diesem Grunde verdoppelte sich das Risiko noch, da sie die Gegend nicht kannte.
Jetzt sah sie den Abhang!
Für einen Moment bekam sie starkes Herzklopfen, denn sie hatte das Gefühl, als würde das Gelände fast senkrecht in die Tiefe fallen.
Eine Täuschung, wie sie bald aufatmend feststellte, denn sie konnte auch den schmalen grauen Weg erkennen, der sich wie ein gewundenes Band in die Tiefe schlängelte.
Mit beiden Händen hielt sie das Lenkrad fest. Ihre Knöchel traten sogar hervor, so hart hielt sie das Steuer umfaßt. Es war jetzt lebenswichtig für sie, ebenso wie die Bremse.
Als der Geländewagen über den Abhang hinwegrollte, bockte er für eine Sekunde, fiel nach vorn, die Reifenprofile packten, und der Toyota rollte.
Das erste Hindernis hatte sie hinter sich.
Bianca atmete auf. Obwohl sie nur ein helles kleidähnliches Nachthemd und leichte Turnschuhe trug, schwitzte sie stark. Die Konzentration, gepaart mit der Angst, machten ihr schwer zu schaffen.
Der Wagen rollte weiter.
Noch sah sie keinen Wald. Rechts und links des Wegs befand sich ein mit manchmal kopfgroßen Steinen übersäter Hang, auf den sie keinesfalls geraten durfte.
Der Weg war schmal, zudem kurvig, und Bianca wurde einfach zu

schnell. Deshalb trat sie auf die Bremse.

Sie funktionierte gut, so daß Bianca auch die nächsten Kurven nehmen konnte.

Einmal floß ein kleiner Bach quer über den Weg, der, je tiefer sie kam, um so weicher wurde. Gras wuchs auf ihm, manchmal war er kaum zu erkennen, und Bianca sah jetzt vor sich eine dunkle Wand, auf die sie genau zusteuerte.

Es war der Wald.

Da wußte sie, daß sie die Scheinwerfer einschalten mußte. Im Dunkeln war es einfach zu gefährlich. Sie lief zu leicht Gefahr, gegen einen Baumstamm zu prallen.

Die Lichtspeere schnitten messerscharf durch die Finsternis, hüpften, tanzten, bewegten sich manchmal wie geisterhafte Irrlichter, strichen an alten dicken Baumstämmen entlang oder holten Unterholz aus dem Dunkel, das aussah, als wäre es mit fahler weißer Farbe angemalt worden.

Für Bianca schien der Weg immer enger zu werden. Sie hatte das Gefühl, durch einen Tunnel zu fahren und zuckte stets zusammen, wenn Äste oder Zweige gegen die Karosse oder auf das Dach des Toyota schlugen.

Der Untergrund hatte sich ebenfalls verändert. Er war nicht mehr glatt, Baumwurzeln bildeten regelrechte Buckel und sahen im Scheinwerferlicht aus wie die gekrümmten Rücken irgendwelcher Erdmännchen.

Manchmal blinkte auch die Mondscheibe durch freie Stellen zwischen den Bäumen. Bianca kam die Reise wie eine Geisterfahrt vor.

Sehr oft mußte sie bremsen.

Allmählich gewöhnte sie sich daran. Auch an die vielen Stöße und Püffe, die sie mitbekam, aber sie erschrak doch, als sie aus einer Rechtskurve kam und den Weg weiter im Scheinwerferteppich verfolgte.

Er senkte sich jetzt noch stärker!

Sie bekam Atembeschwerden, hätte bremsen müssen, vergaß es, und der Wagen wurde schnell.

Bianca verlor die Übersicht. Sie schrie, nahm eine Hand vom Steuer, der Toyota wollte ihr wegspringen. Im letzten Moment griff sie wieder zu und brachte ihn in die Spur.

Aber sie war noch zu schnell.

Auch glaubte sie, an der linken Seite und noch ziemlich weit entfernt, zwei Lichter zu sehen.

Bremsen!

Sie gab sich selbst den Befehl, tippte zu stark auf das Pedal, so daß der Geländewagen ausbrechen wollte. Nur mit einer Stotterbremse würde sie einen Erfolg erzielen.

Der Wagen bockte wie ein störrischer Esel. Nicht immer behielten alle vier Räder Bodenkontakt. Manchmal wurde das Gefährt auch hochgeschleudert, wie jetzt wieder.

Bianca prallte mit dem Kopf gegen das Dach, ihre Beine rutschten von den Pedalen, sie schrie und verlor die Kontrolle.

Der Toyota brach aus.

Er verließ den Weg, fuhr ins Gelände, durchbrach Unterholz, kippte fast nach rechts weg, fing sich wieder und fuhr weiter.

Noch schneller.

Bianca verlor die Nerven. Sie wollte bremsen, ihr Fuß verfehlte das Pedal, und die Lichter, die sie vorhin gesehen hatte, waren plötzlich sehr, sehr nah…

In der nächsten halben Stunde passierte zum Glück nichts. Auch Dragan hielt sich tapfer.

Ich schaute sehr oft in die Rückspiegel und behielt auch den Himmel im Auge.

Weder der Vampir noch der Verfolger zeigten sich. Wir schienen tatsächlich einen Teilsieg errungen zu haben.

Einmal sagte Dragan: »Es dauert nur noch Minuten, dann haben wir die Stelle erreicht, wo beide Wege, die vom Campingplatz nach Petrila führen, ineinandermünden. Wenn sie da nicht auf uns lauern, haben wir eine gute Chance.«

»Wollen es hoffen.« Ich hatte vor, ein Lachen hinzuzufügen. Das blieb mir im Halse stecken, denn von der rechten Seite, aus dem Hang, fuhr uns blitzschnell ein Schatten mit hellen Glotzaugen entgegen.

Ein Wagen.

»Dragan!« brüllte ich. »Der Wagen. Mein Gott, der rammt uns voll!« Ich hockte auf dem Sitz und erwartete an meiner Seite den splitternden Krach des Aufpralls.

Die Falle war doch noch zugeschnappt!

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 038 »Vampir-Expreß«
[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 029 »Geheimbund der Vampire«
[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 046 »Die Kreuzweg-Legende«